Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 2 (1843)

Artikel: Die Gottesfreunde in Basel
Autor: Wackernagel, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-109424

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die

Gottesfreunde in Basel.

Die Gottesfreunde in Basel.

Oeffentlicher Vortrag,

gehalten

am 1. Merz 1842

von

Prof. Dr. Wilh. Wackernagel.

Einer ähnlichen Versammlung, als die ich heut die Ehre habe im Namen der Historischen Gesellschaft zu begrüßen, hat vor bald einem Jahrzehend ein von uns allen hochverehrter Lehrer und Verkündiger des göttlichen Wortes [1]) schön und mit treffender Wahrheit dargestellt, wie zwar in gewissem Sinn die ganze Geschichte der christlichen Kirche eine Reformationsgeschichte, eine zusammenhangende Reihe von bald mehr, bald minder ernsten, bald mehr, bald minder erfolgreichen Versuchen sei den uns verliehenen himmlischen Schatz zu befreien von der stäts sich erneuenden Verunreinigung durch die irdischen Gefäße; wie jedoch gegen Ablauf des Mittelalters mit der wachsenden Noth der Kirche auch diese Rettungsversuche immer dringlicher, immer tiefer

[1]) Hr. Prof. Hagenbach in seinen Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation.

eingreifend geworden seien, bis ihnen endlich die im engeren Sinne so genannte Reformation einen äußeren Halt und Bestand, einen eigenen Grund und Boden erworben, und sie in den wesentlichsten Dingen festgestellt und abgeschlossen habe.

Die hauptsächlichsten Aeußerungen nun dieses reformatorischen Lebensprincipes, die nachdrücklichsten Protestationen noch vor dem Protestantismus treten uns entgegen in dem zahlreichen buntgemischten Heere der ketzerischen Secten des Mittelalters. Eben erst des Mittelalters, nicht auch der früheren Zeit, und auch nicht aller der Jahrhunderte, welche man unter dem Namen des Mittelalters zusammenzufassen pflegt. Denn so viel Ketzereien auch das erste Jahrtausend des Christenthums eine nach der andern entstehn, eine nach der andern erlöschen sah, ein reformatorisches Streben darf man fast keiner einzigen derselben beimessen: sie hatten es meist nur mit Einzelheiten des Dogmas zu thun, mit oft so unerheblichen Abweichungen von der Glaubenslehre der Kirche, daß uns jetzt weder die Abweichungen der Ketzerei, noch die Ketzerei der kirchlichen Verdammung und Verfolgung werth erscheinen. Oder aber sie entfernten sich so weit von allen Grundwahrheiten des Christenthums, waren so sehr eine bloße Verschmelzung einzelner Sätze desselben mit philosophischen und religiösen Systemen des morgenländischen Heidenthumes, daß man sie (ich meine hier die Lehre der Gnostiker und namentlich die der Manichäer) kaum noch Ketzereien nennen darf, daß man sie vielmehr als Versuche betrachten muß mit Benützung des Christenthumes ganz neue Religionen zu stiften. Beiderlei Ketzereien, oder wie mans nun benennen wolle, gehören so zu sagen mehr der Geschichte der Theologie als eigentlich der Kirchengeschichte an; in die Vorgeschichte der Reformation aber schlagen sie nur ausnahmsweise ein und nur stellenweise. Diese nimmt ihren rechten Anfang erst mit dem 12. Jahrhundert, mit dem Gipfelpunct, der Blüte und Krone des mittelalterlichen Lebens: da erst beginnt, im Widerspruch

mit der herrschenden Kirche und von dieser verfolgt, ein bewußtes Streben nach Läuterung und Wiederherstellung des ganzen gesammten Christenthums, im Glauben wie in der Sitte, im Gottesdienst wie in der Verfassung der Gemeinde. Erst von da an, von da an aber ununterbrochen, zieht sich unter der großen Wüste des Katholicismus die reformatorische Ketzerei dahin wie ein weitverzweigtes geheimes Gewässer, grabend daß es unter den Füßen der sorglos oben wandelnden wankt und kracht, hie und da auch sich ans Licht arbeitend, bald als klarer Quell, bald wohl auch als trübe Lache, bis endlich der ganze volle helle Strom, bis die Reformation selbst hervorbricht, und mit ihr ein neues Zeitalter der Kirche, des gesammten Menschenlebens.

Der Kern und Mittelpunct dieser großen Bewegung waren eben dieselben Lande, die überhaupt den Kern und Mittelpunct alles geistigen Lebens und Strebens jener Zeit bildeten: das südliche Frankreich, das nördliche Italien, der Süden und Westen von Deutschland. Der Rhein, damals noch auf beiden Ufern ein deutscher Strom, war auch damals noch gleichsam die geistige Schlagader des deutschen Reiches: dem Rheine nach, von seinen tiefsten Niederungen an bis hinauf zu den Bergen denen er entspringt, zogen sich von Stadt zu Stadt, eng verkettet, und je öfter zersprengt, desto inniger wieder verbunden, zahlreiche Genossenschaften von Ketzern und den Ketzern nah verwandten Mystikern, von Katharern und Gottesfreunden und Brüdern des freien Geistes. Und auch Basel hat ein Glied und eines der vorzüglichsten Glieder jenes vorreformatorischen Städtebundes abgegeben, dasselbe Basel dem auch bei der späteren Reformation ein ehrenvoller segensreicher Platz in der vordersten Reihe der Kämpfer sollte zu Theil werden. Hier saß im 14. Jahrhundert, weit umher wirkend, und selbst in nächster Nähe ungekannt, das Oberhaupt einer Waldensergemeinde hier bot sich denjenigen Mystikern, welche die Reformation

ohne ketzerische Absonderung innerhalb der Schranken des Kirchengesetzes anbahnten, in demselben 14. Jahrhundert eine Zufluchtsstätte und eine Stätte fruchtbarer Thätigkeit; hier endlich mochte neben den Gottesfreunden, welcher Name zugleich jenen Waldensern und diesen Mystikern eigen war, auch die Bruderschaft des freien Geistes ihren Anhang haben, hier wie anderswo in den zahlreichen Beginenhäusern.

Das alles aber steht auf einem bisher noch kaum berührten Blatte unsrer heimatlichen Geschichte, indem die Quellen, die darüber Nachricht und Aufschluß geben, bisher entweder gänzlich unbekannt gewesen, oder doch von den Geschichtsschreibern Basels nicht sind beachtet worden; einige hier ganz besonders in Betracht kommende Urkunden hat erst in den letzten zwei Jahren der Forscherfleiß und der Scharfsinn eines Straßburgischen Gelehrten, des Herrn Prof. Karl Schmidt, ans Licht gezogen und ausgedeutet. Deshalb ist es für mich ein doppelt und dreifach gefährliches Wagestück, wenn ich dennoch die Mystik und die Ketzerei der Baslerischen Gottesfreunde zum Gegenstand des heutigen Vortrages erwähle: aber ich wage es im Vertrauen auf die Nachsicht der gelehrten Gesellschaft die ich vertrete, und auf Ihre Nachsicht vor denen ich spreche, und tröste mich mit der Erfahrung daß Manchem eine neue Geschichte, auch schlecht erzählt, lieber ist als eine gut erzählte alte.

Vorerst wird es nützlich und nöthig sein einen übersichtlichen Blick zu versuchen auf die historischen Bedingungen und den Entwickelungsgang der gesammten deutschen Ketzerei.

Es ist eine geschichtlich bewährte und leicht erklärliche Thatsache, daß allen reformatorischen Bewegungen bald mehr, bald minder bewußt ein plebejisches Element wesentlich innewohnt, und daß sich daher die protestantische Umwälzung der Kirche gern und häufig verschwistert mit einer democratischen Umwälzung des Staates. Denn die Selbstbefreiung der Laien von der Aristocratie der Geistlichkeit hat Uebereinstimmendes

genug mit der Selbstbefreiung des Volkes von einer politischen Aristocratie: der Uebergang vom einen zum andern macht sich leicht und unmerklich und wie von selbst; und obschon die heilige Schrift, auf welche als den tiefsten und festesten Grund jede Reformation zurückgeht, der Obrigkeit und somit auch der gesetzlich bestehenden Ordnung des Staates eine göttliche Berechtigung zuerkennt: so weist eben dieselbe auch auf ein Gottesreich hin, vor dem alle irdischen Reiche zunichte werden; so zeigt sie den Sohn Gottes in Knechtsgestalt, und Fischer und Handwerker als Herolde seines Worts, als Begründer der christlichen Kirche. Und diese letztere Seite, die natürliche und göttliche Gleichheit aller Menschen, und die Ebenbürtigkeit grade der Niedrigsten mit den Allerhöchsten und Grösten die je auf Erden gewandelt, diese ist es die in Zeiten der Ketzerei und der Reformation immer und immer wieder einseitig herausgekehrt, auf der die Reformation in die Revolution hinübergezogen, oder doch mit Vorliebe in die Hände des niederen Volkes ist gelegt worden. So begnügte sich Arnold von Brescia nicht als Prediger und Schriftsteller der bestehenden Lehre und Verfassung der Kirche entgegenzutreten: er stellte sich auch mit an die Spitze des Aufruhrs, welcher der päbstlichen Herrschaft über die Hauptstadt der Welt ein Ende machen sollte; so stürzte Hieronymus Savanarola, der Reformator von Florenz, die monarchisch-aristocratische Verfassung dieser Stadt, und setzte an deren Stelle eine theocratische Volksregierung; so folgte der Reformation in Deutschland der Bauernkrieg, in den Niederlanden die Abwerfung des spanischen Joches, in England die Hinrichtung des Königes und die Republik; und wenn auch der Franciscaner Berthold in seiner Predigt gegen die deutschen Ketzer des 13. Jahrhunderts denselben noch keine revolutionären Eingriffe in das geordnete Leben des Staates vorzuwerfen weiß, so kann er doch, freilich auch dieß mit einiger Schiefheit und

Uebertreibung, erzählen „Sie gehen nicht in große Städte: denn da sind die Leute verständig und hörten es gleich im Anfang wohl, daß es ein Ketzer wäre. Sie gehn lieber in die Weiler und in die Dörfer, und gar zu den Kindern die der Gänse hüten an dem Felde.“ „Es war ein böser Ketzer, der machte Lieder von der Ketzerei, und lehrte sie die Kinder an der Straße, daß der Leute desto mehr in Ketzerei fielen.“

Eine weiter gehende Erörterung dieser Wahlverwandtschaft zwischen Protestantismus und Democratie, zwischen Reformation und Revolution, eine Nachweisung der oft höchst leisen Grenzen welche da das Recht vom Unrecht scheiden, gehört nicht hieher: ich wollte nur und mußte auf diese Thatsache aufmerksam machen, weil sich aus ihr, wo nicht allein, doch vorzugsweise, die räumlichen und zeitlichen Schranken erklären, inner denen sich die reformatorische Ketzerei des Mittelalters bewegt hat.

Die hauptsächlichsten und eigentlichen Ausgangspuncte derselben waren zwei Länder, in denen ein durch Handel und Gewerbsfleiß stäts anwachsender Reichthum das muthige Selbstbewußtsein der Bürgerschaften nährte, deren eines auch zuerst in der neueren Geschichte den Anfang gemacht hat mit Gründung freistädtischer Gemeinwesen: Südfrankreich und die Lombardei. Von Lyon aus verbreitete sich nach der Mitte des 12. Jahrhunderts die Lehre der Waldenser bis über Frankreichs Grenzen hinaus; und Mailand war zu der gleichen Zeit, wo es mit dem Kaiser um seine republicanische Selbständigkeit kämpfte, schon längst die abendländische Mutterstadt für zahlreiche, bis weit nach Norden hinab verzweigte Colonien der Katharer; bald sollten auch die in ihrer Heimat bedrängten Waldenser hier einen neuen Mittelpunct, nach dem Ausdrucke von Zeitgenossen ihre geheime Hochschule finden. In Deutschland aber war die Ketzerei, nachdem sie von Italien und Frankreich her ein-

gewandert, vorzüglich an die Rheinlande geknüpft, und hier während des **12.** und des **13.** Jahrhunderts beinahe noch eingeschränkt auf die zwei Städte, die sich schon damals einer mehr ausgebildeten, durch Gesetze befestigten Organisation erfreuten, auf Köln und Straßburg. Erst mit dem **14.** Jahrhundert, wo über alle größeren Städte des südwestlichen Deutschlands, namentlich über die von Bischöfen beherrschten, der neu erwachte Geist des democratischen Bürgerthumes kam; wo die Bürger den Bischöfen ein Hoheitsrecht nach dem andern entzogen, wo sich die Handwerkerzünfte ihren Antheil an der Leitung des Gemeinwesens ertrotzten, wo also das fürstliche Recht und das adliche Vorrecht zurückweichen mußten vor der bürgerlichen Unabhängigkeit: erst zu dieser Zeit, und Hand in Hand mit diesen politischen Ereignissen, gewann die deutsche Ketzerei einen weiteren Spielraum, und es begründeten sich fast in all den bischöflichen und freien und Reichsstädten des Südens und des Westens ketzerische Gemeinden.

Bei einem so auffallenden Zusammentreffen politischer und kirchlicher Emancipation wird es schwerlich ein Irrthum sein, zwischen beiden das enge Verhältniß von Anlaß und Wirkung, von Bedingung und Folge anzunehmen. Aber damit ist nur das hauptsächlichste, nur das nächste und unmittelbarste Motiv dieser religiösen Bewegungen des **14.** Jahrhunderts genannt, keinesweges jedoch das ausschließlich einzige. Noch mancherlei andre Ereignisse und Zustände von unleugbarem, wenn schon minder entscheidendem Einflusse waren theils in eben diesem Jahrhundert gleichzeitig vorhanden, theils schon in früheren begründend vorangegangen.

Bis zum **12.** Jahrhundert war die deutsche Litteratur lediglich in den Händen der Geistlichkeit und deshalb selbst eine lediglich geistliche, mönchische gewesen: seit dem **12.** Jahrhundert war sie die Sache der Laien, und nahm einen überwiegend weltlichen Character an. Dieser litterarische

Aufschwung des Laienstandes, wodurch sich derselbe als gleich berechtigt, gleich befähigt der Geistlichkeit an die Seite stellte, war schon den Hohenstaufen in ihrem Kampf gegen die Anmaßungen der Päbste zu Gute gekommen: man muß die deutschen Dichter des 13. Jahrhunderts und ihren Antheil an diesem Kampfe, ihre bis nach Italien selbst sich erstreckende Wirksamkeit kennen um die große moralische Macht, welche das Kaiserthum so lange aufrecht erhielt, gehörig zu begreifen. Noch erfolgreicher war der Besitz einer eigenen Litteratur in heimischer Zunge und das thätige Interesse das die Laien daran nahmen, noch erfolgreicher, noch segensreicher für das neu erwachte Leben des 14. Jahrhunderts: widerholendlich verboten und dennoch unaufgehalten, auf lateinisch verdammt und dennoch unwiderlegt, giengen die deutschen Lieder und Prosaschriften der Ketzer und Mystiker durch alle Stände des Laienvolkes von Ort zu Ort, von Geschlecht zu Geschlecht, und zündeten wohin sie kamen, und ließen wo sie gezündet hatten für lange Zeit ein unauslöschliches Feuer zurück. Sodann jene Kämpfe zwischen Pabst und Kaiser: die Hohenstaufen zwar waren erlegen, aber auch die Macht und das Ansehen des Pabstes hatte sich selbst dabei aufgerieben, und die Welt vergaß ihm nicht mit wie ungeistlichen, wie unchristlichen Waffen Rom gesiegt hatte. Als nun im 14. Jahrhundert bei der streitigen Königswahl Friedrichs von Oesterreich und Ludwigs von Baiern das Pabstthum wieder versuchte auf die alte anmaßliche, ja auf noch anmaßlichere Weise als je einzugreifen, den feierlich gewählten Herren abzusetzen, König und Volk zu bannen: da ward der alte Groll der deutschen Christenheit von neuem belebt; da zeigte sich wie stumpf in Avignon das Schwert Petri geworden war; und auch da, wo Geistliche und Laien sich noch furchtsam beugen mochten, wehklagte das Volk zu Gott über den Statthalter Gottes.

So von neuem irre gemacht an dem ausländischen

Oberhirten der Kirche, konnte man sich auch an deren einheimischen Würdeträgern wenig Trostes erholen: in der ganzen Pfaffengasse, wie man den Rhein wegen der vielen Bisthümer die er durchfloß zu nennen pflegte, führten ja die Bischöfe sammt ihren Chorherren ein mehr als weltliches Leben mit Fehde, Jagd, Wollust und jeglicher Schwelgerei; selbst die Mönche der Benedictinerabteien, die doch ihre Ordensregel zu wissenschaftlicher Thätigkeit verpflichtete, hatten sich einer herrenmäßigen Vergnügungssucht ergeben; zu St. Gallen, vormals der höchsten Schule für alle Lande rings umher, traf es sich schon am Ende des 13. Jahrhunderts, daß weder der Abt noch irgend einer im Kapitel auch nur schreiben konnte. Und wenn die beiden neu gestifteten Bettelorden der Dominicaner und der Franciscaner nur darum die päbstliche Sanction erhalten hatten, daß sie aller Ketzerei erstickend entgegentreten und überhaupt das Volk nicht möchten aufkommen lassen, so ward, in jenen Zeiten wenigstens, davon eher das Gegentheil erreicht: beide Orden hatten von vorn herein eine viel zu plebejische Natur, als daß sich der gemeine Mann sonderlich tief unter ihnen hätte fühlen mögen; sie hielten es auch selbst an mehr als einem Ort so entschieden mit dem Volke, daß sie mitten im päbstlichen Bann, der die Kirchen zu schließen und den Gottesdienst einzustellen befahl, dennoch blieben und predigten und die Gebornen tauften und den Sterbenden die letzten Sacramente reichten. Besonders die Franciscaner, wie diese im Streite Ludwigs von Baiern mit Pabst Johann XXII. entschieden und heftig die Partei des Kaisers ergriffen, und wie schon im 13. Jahrhundert der Franciscaner Berthold mit Einsicht und Strenge gegen die Ablaßkrämerei der Predigermönche, der Pfennigprediger wie er sie nennt, geeifert hatte: die Franciscaner waren es, die ganz mit dem Volke verschmolzen, und an den neuen Glaubensregungen desselben mannigfach den lebhaftesten Antheil nahmen. Den als Ketzern verdammten

und verfolgten Begarden gewährten sie ihren meist nicht ohnmächtigen Schutz: denn sie rechneten dieselben mit zu ihrer Ordensgemeinschaft; zuweilen jedoch mußten mit den Begarden auch Franciscanermönche die Kirchenstrafe leiden. Die Dominicaner entfremdeten sich dem Volke mehr, aber nur indem sie dessen Haß auf sich luden: denn ihr Hauptgeschäft war es, Ketzer aufzuspüren und dem strafenden Arm des weltlichen Gerichtes zu übergeben, der Bestrafung durch den Feuertod, nach den mißbrauchten Worten Christi „Wer nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen wie eine Rebe, und verdorret, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer und muß brennen.“ Da sie von dem Gut der Verurtheilten gewöhnlich die Hälfte empfiengen, zuweilen sogar zwei Drittel, so sparten sie das Feuer nicht: aber der Scheiterhaufen war je länger, je weniger ein Schrecken; die Asche der muthigen Dulder verstob nur als Saame neuer weiterer Vermehrung.

Zu diesem Verhältniß des geistlichen und des weltlichen Regimentes unter einander und zum Volke, diesem Zustande in Reich und Kirche, der allein schon hätte genügen können die betäubten Gemüther aufzurütteln und die altgewohnten Bande zu lösen: zu all diesem kam noch als eine unmittelbar von Gott selbst hereingestreckte Warnungshand jeglicher Schrecken der übermächtigen Natur: die Erde bebte, die Wasser ergossen sich, Theurungsjahre ließen selbst den Reichen seine Armuth empfinden, und eine furchtbare Pest, der schwarze Tod, kam über die gesammte Menschheit, Millionen dahinraffend. Es schien, die Welt solle untergehen, der jüngste Tag nahe heran; und wenn früherhin zur Zeit eben solcher Aengste und Befürchtungen auf das heilige Grab hingewiesen ward als die Stätte wo Trost zu holen, wo das Gericht in Reue und Buße zu erwarten sei: so war dem Geschlechte des 14. Jahrhunderts auch diese Zuflucht längst schon abgeschnitten. Da begannen, gleich der Pest sich von Land zu Lande fortpflanzend, die schauerlichen Umzüge der Geißel-

bruderschaften, in verzweifelnder Lossagung nicht bloß von den Ordnungen der Kirche, sondern selbst von Grundbedingungen des Christenthumes: sie traten zusammen ohne von geistlichen Obern dazu ermächtigt zu sein; sie beichteten, nicht geheim in ein priesterliches Ohr, sondern ihrem selbstgewählten Meister, einem Laien, und öffentlich; sie büßten die gebeichteten Sünden mit schrecklichen Geißelungen, aber wiederum nur auf Befehl ihres Meisters; und im Stolz dieser blutigen Rechtfertigung vermaßen sie sich Wunder zu thun: ja sie warfen denen, die an der Zuverlässigkeit ihrer göttlichen Berufung zweifelten, die Frage entgegen, wer denn die Evangelien besiegelt habe?

In solcher Weise sah das Volk alles um sich her wanken, alles gebrechlich, den Staat, die Kirche, die gewohnten Bedingungen des täglichen Lebens bis auf die Sicherheit der nächsten Lebensstunde selbst; von allen Seiten her war es gedrängt, geängstigt, in die finsteren Tiefen des eignen Innern zurückgeschreckt, mit Gewalt auf den Weg gestoßen der allein zum Troste führen konnte. Tauler, einer der ersten Leiter des Volkes durch diese schweren Tage, in einer Predigt über die Worte Pauli „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig“ schildert er das Leben des alten Bundes als Bild für das Leben eines noch unvollkommenen, aber der Vollkommenheit entgegenstrebenden Menschen: es ist als wenn er die Züge dieser Schilderung seiner trüben gedrückten ahnungsschweren Zeit entnommen hätte, und wir mögen sie wohl auf letztere anwenden. „Das alte Gesetz hatte viel unerträgliche Bürden, und hatte gräuliche Urtheile und strenge Bewegungen der Gerechtigkeit Gottes und eine finstere ferne Hoffnung einer Erlösung: denn die Pforten waren ihnen gar und zumal verschlossen, daß sie mit allem ihrem Leiden und ihren Werken nicht hinein mochten. Aber sie begehrten sehr, und mußten lange und schwer warten, bis das neue Gesetz kam: das ist Friede und Freude in dem heiligen Geiste.“ Im

Munde des großen Haufens aber gewann das schmerzliche Begehren, das Wünschen und Hoffen Aller seinen volksmäßig sagenhaften Ausdruck, indem man die Wiederkunft Kaiser Friedrichs II., des großen Pfaffenfeindes, prophezeite: der werde, der müsse von den Todten erstehn, und erst wenn er Wittwen und Waisen Recht geschafft, die Geistlichkeit gestraft und gedemüthigt, Mönche und Nonnen zur Ehe gezwungen habe, werde er nach dem gelobten Lande hinüberschiffen um dort auf dem Oelberge oder bei dem verdorrten Baume die Krone wieder abzulegen.

Wir kehren zurück zu dem Puncte von dem wir ausgegangen sind. Der erneute Streit zwischen Pabst und Kaiser, das ärgerliche Leben der Geistlichkeit, die Schrecken der feindseligen Natur: so sehr alles dieses das Volk in eine angstvolle Aufregung versetzen und es begierig und empfänglich machen mußte für ein besseres Heil, dennoch war damit allein dem wirklichen Eintritt reformatorischer Bewegungen noch immer nicht die Bahn eröffnet. Das 13. Jahrhundert hatte wohl noch Schwereres erfahren, und doch die Rettung nur mit halber Energie versucht. Es mußte eben noch der democratische Aufschwung der Städte, das eigentlich characteristische Ereigniß der Geschichte des 14. Jahrhunderts, hinzukommen: dieß erst gab den Ausschlag. Die gehobene politische Stellung erhob auch den moralischen Menschen zu größerer Kraft, höherer Strebsamkeit; er fühlte sein nun freies Haupt gleichsam dem Himmel näher, er blickte nun muthiger auch zu Gott empor; er hatte sich als Bürger losgemacht von der weltlichen Herrschaft des Bischofs und seiner Aristocratie: nun mochte er auch als Christ sich der geistlichen Herrschaft nicht mehr unbedingt und blindlings unterwerfen.

Wie also in Deutschland die reformatorische Ketzerei erst während des 14. Jahrhunderts recht Wurzel faßte, weil in Deutschland erst während des 14. Jahrhunderts die

Hauptbedingung vorhanden war, die anderswo schon im 12. ihr Aufkommen veranlaßt und begünstigt hatte: so erwies sich auch bei der Wahl der ketzerischen Bekenntnisse, welche man ergriff, der eigenthümliche Geist des deutschen Volkes in unleugbarer Wirksamkeit, die deutsche Einfalt der Sitte und das deutsche Gemüth, und neben der ruhigen Klarheit und Sicherheit des Verstandes zugleich der Hang zu einer systematisch geordneten Schwärmerei der Speculation.

Im 12. bis tief ins 13. Jahrhundert hinein war fast die einzige den Deutschen bekannte Ketzerei die Lehre der Katharer gewesen; weshalb auch damals aus diesem Namen einer einzelnen Secte der allgemeine Name der Ketzer gebildet wurde. Es kamen Katharer aus der Lombardei über die Alpen den Rhein herab; es zeigen sich auch Spuren von ihnen im südöstlichen Deutschland, wohin sie aus Rumelien und Bulgarien, dem offenen Sitze ihrer Herrschaft, gelangen mochten: aber mehr als Spuren, als ganz vereinzelte eingeschränkte Spuren zeigen sich nicht; kein Beweis von irgend welcher weiteren Ausdehnung. Denn dem reinen gesunden Sinne der Deutschen mußte die katharische Lehre widerstreben, die eigentlich nichts viel besseres war als die alte Lehre der Manichäer und der Paulicianer, bloß dem Christenthume und dem Leben und Streben des Abendlandes, auch dem reformatorischen, etwas mehr accommodiert: der Grundsatz vom Dasein zweier göttlichen Urkräfte die einander die Wage hielten, einer guten und einer bösen, war geblieben, und mit diesem Grundsatze die Möglichkeit all der verderblichen Folgerungen welche hier der sittliche Stolz, dort die Unsittlichkeit daraus ziehen mochte; die Katharer selber freilich wollten eben nur für Καθαροί d. h. für sittlich reine Menschen gelten. Vielleicht hat es einiges Interesse, zu vernehmen wie diese Lehre von besser gesinnten Zeitgenossen aufgefaßt und mit Abscheu zurückgewiesen wurde, und so erlaube ich mir aus einem ungedruckten deutschen Ge-

dichte, das noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts in Oesterreich verfaßt worden ist, einige die Katharer betreffende Stellen mitzutheilen. „Ich beklage den Unglauben, womit uns will berauben der Ketzer Leben und ihr Sprechen. Gott soll billig rächen die Gewalt die sie an ihm begehn, daß sie ihn verläugnet haben und ihm aburtheilen sein Reich, und sprechen das ernstlich, daß sie glauben an den Großen, der vom Himmel ward verstoßen, der da brennet in der Hölle. Dieser und sein Genosse, den er im Himmel zurückließ, die zwei seien von jeher gewesen. Sie begannen einen Streit. Da habe ihr Gott die Weisheit gehabt und so große Demuth, sichs gefallen zu lassen, daß jener ihn herabstieße. Was jener ihm gethan habe, das leide er gern um desto klarer zu zeigen daß er der bessere Gott sei. Er habe die größere Kraft. Das zeige sich an seiner Güte wohl, daß er so großen Kummer dulde, und sich dessen doch wohl entledigen könnte. Wenn er die schwere Bürde nicht länger tragen wolle, so fahre er aus der Hölle, und sitze an sein Gericht vor aller derer Angesicht, die mit ihm sind gefallen, und fahre dann mit ihnen allen wieder hinauf, woher er kam. Der ihm die Himmelsherrschaft nahm, den stoß' er dann hernieder und lass' ihn nimmer kommen wieder." Ferner: „Sie hören und sie sehen wohl daß der reine weise Gott uns hat gegeben sein Gebot zu lieben alle Güte, Keuschheit und Demuth, Zucht, Wahrheit und Treue, nach Sünden rechte Reue, wahre Beständigkeit, rechte Buße. Das ist des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Gebot; das ist der reine weise Gott, der so reine Dinge gebeut. Aber der Ketzer Gott liebt Todschlag und Morden: das ist sein liebster Orden. Meineide, Rauben und Stehlen und Hehlen soll bei ihnen niemals enden. Wer sein Gebot halten will, soll sich befleißen daß er viel unreine und üble Dinge mit Werken vollbringe. Das böseste das ein Mensch erdenken oder thun mag, das ist der Dienst deß er begehrt. Der Gott ist

wohl der Hölle werth.“ Und endlich: „Sie glauben, der Teufel habe das Erdreich erschaffen und alles das insgesammt, was auf dem Erdreiche sei, und glauben noch dabei, wenn der Mensch vergehe, daß er nicht wiederum erstehe: sein Fleisch sei nichts als Erde. Zwanzig Wochen nachdem ein Kind empfangen sei, fahre der Teufel in dasselbe: der sei ihm Seele und Geist. Mit dieses Geistes Hilfe lebe der Mensch, so lange der in ihm wohne. Wenn er scheide, so sei der Geist wie zuvor, das Fleisch sei todt und vergehe. Also sei jegliche Seele ein Teufel. Nun wohl, da sie es sagen, daß sie alle Teufel und Teufelskinder sind, so sollen sie alle Teufel sein, und sollen nie erlöst werden!“

So nahm man in Deutschland die Katharer auf. Ganz anders die Waldenser, als auch diese von Mailand, zum Theil wohl auch unmittelbar aus Frankreich her Eingang in Deutschland suchten. Massenhafter, ernstlicher scheint das erst nach der Mitte des 13. Jahrhunderts geschehen zu sein: der Franciscaner Berthold, der um diese Zeit gegen die Ketzer predigte, richtet die Predigt bereits gegen beide, Katharer und Waldenser, so jedoch, daß ihn letztere schon um vieles mehr in Anspruch nehmen; und dieses ist zugleich das jüngste Zeugniß über Katharer in Deutschland: nach ihm verschwinden dieselben gänzlich, und es bleiben nur noch die Waldenser; und Waldenser sind es, die von nun an bis ins 15. Jahrhundert den ganzen Rhein entlang ihre verborgenen Gemeinden haben, nicht wie die Katharer vorzugsweise nur in Köln und Straßburg; Waldenser, die von nun an unter allerlei wechselnden Namen den Grundstock der deutschen Ketzerei ausmachen. Und wohl begreiflich, und sehr zu Ehren des deutschen Volkes jener Tage: denn Lehre und Wandel der Waldenser waren in bewunderns-werther Reinheit und Frömmigkeit ein Nachbild sowohl des apostolischen Zeitalters als ein Vorbild des späteren Protestantismus. Von ihrer eigenthümlichen Gemeindeverfassung

wird noch weiterhin an einem gelegneren Orte die Rede sein; zur Characteristik ihres auf die Schrift gegründeten Bekenntnisses und zugleich der officiellen Verblendung womit die Inquisitoren der Kirche ihnen entgegentraten, will ich nur einige von den Sätzen ausheben durch welche schon im Jahre **1212** die ersten nach Deutschland gekommenen Dominicanermönche ihr erstes über Ketzer ausgesprochenes Todesurtheil rechtlich motivierten; es betraf das gleich die erste Waldensergemeinde die gewagt hatte sich in Straßburg zu bilden. „Sie glauben und lehren, man solle und müsse Gott allein durch Christum im Geist und im Glauben anbeten; weshalb aller Bilderdienst und dergleichen Verehrungen zu verwerfen seien. Solches ist eine Ketzerei wider die heilige römische Kirche und ärgerlich zu hören. Die Jungfrau Maria und die Heiligen begehren nicht daß man sie anrufe, sondern sie weisen uns alle zu Gott; weshalb deren Festtage nicht zu feiern seien. Ist eine Ketzerei. Daß der Pabst ein Haupt über die ganze Welt und alle Königreiche auf Erden, auch über alle Christen sei, und Macht habe Gottes Wort zu mehren oder zu mindern, glauben sie nicht. Ist eine Ketzerei. Sie glauben daß Christus seine Kirche wohl könne allein regieren, brauche kein Haupt hier auf Erden, das sich über alles erhebe, auch über Engel und Teufel. Mit dieser Ketzerei wollen sie gern unsern heiligen Vater, den Pabst, verstoßen. Ist aber eine Ketzerei. Das Sacrament in beider Gestalt den Laien zu geben halten sie für recht. Ist eine Ketzerei. Des Pabstes Ohrenbeichte, Absolution und Bann halten sie für unnöthig; der Pabst sei ein Mensch, darum könne er irren. Ein frommer Laie könne besser absolvieren denn ein böser Priester. Ist eine Ketzerei. Der Priester Messe nütze den Todten nichts: denn es könne kein Fegfeuer bewiesen werden; nur der Geiz habe solches erdacht, damit sie der Welt Güter an sich brächten; ohne Geld bäten sie weder für Todte noch Lebendige. Das

ist eine große Ketzerei. So verwerfen sie alle guten Werke, auch die heiligen Orden, sagen, Christus habe das beste Werk für uns gethan, weil er für unsre Sünde gestorben. Das ist eine große Ketzerei." Um diese und dergleichen Sätze, die uns nun zum alltäglichen Lebensbrot geworden sind, mußten damals mehr denn 80 Männer und Weiber in Einer großen mit Feuer erfüllten Grube schmählich sterben.

Das evangelisch reine Bekenntniß der Waldenser gewann sich eben dieser evangelischen Reinheit wegen den weitesten zahlreichsten Anhang, und es ist bekannt, in wie enger Verbindung mit ihm die Lehre der namhaftesten unter Luthers Vorgängern, Wicliffe und Huß, gestanden habe. Weitaus die meisten Ketzer des 14. Jahrhunderts waren Waldenser: aber doch nicht alle. Die speculierende Vernunft hatte schon früher an die Stelle des persönlichen Gottes und der von ihm erschaffenen und regierten Welt Träumereien von einer wesentlichen Einheit Gottes und der Welt, mithin auch der Menschen gesetzt; der biblischen Lehre und der evangelischen Geschichte war dabei nur noch eine allegorische Bedeutung verblieben, die natürlich je nach Willkür wechselte. Und dieser Pantheismus brach nun auch im 14. Jahrhundert mit erneuter und um so stärkerer Kraft wieder hervor, als ihn jetzt ein Dominicanermönch, der Meister Eckard, mit verführerischer Dialectik und ohne vor irgend einer Consequenz zu erschrecken, zu einem vollständigen System ausbildete. Die Deutschen sind eben ein speculatives Volk, und opfern einer freien Operation der Vernunft gelegentlich alles; neben jeder gottbegeisterten Erhebung taumelt bei ihnen gern auch die vermessene Schwärmerei: Luther mußte gleich einen Sebastian Franck, einen Jacob Böhme neben und hinter sich haben, und ebenso jetzt im 14. Jahrhundert das Christenthum der Waldenser den Pantheismus der Brüder und Schwestern des freien Geistes. Ein characteristisch treffender Name. Gott, also lehrten sie, Gott sei alles was ist, in

Wesen und Form, kein Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf; zwar sei in Folge der Sünde eine Trennung eingetreten, doch könne diese der Mensch durch inniges Verlangen wieder aufheben: dann sei er, nicht nur Gott gleich, sondern selber Gott; dann führe er wie Gott und als Gott ein Leben frei von Tugenden (die ja nur ein Aeußeres seien), frei von Sünden, ja sogar von jeder Möglichkeit der Sünde frei; was ein solcher auch thue, gesündigt sei es nie, weil ja sonst Gott selber sündigen würde. Die Acten der Inquisitoren pflegen den Ketzern überhaupt ein unzüchtiges Leben und Sittenlosigkeiten jeglicher Art vorzuwerfen: diesen Freigeistern gewiß mit Recht: die Unsündlichkeit des gottgewordenen Menschen auch bei scheinbar sündlichem Leben wird schwerlich immer ein bloßes Theorem geblieben sein, zumal da diese Ketzerei, so gelehrten Ursprunges sie war, dennoch über den Kreis der Gelehrten weit genug hinaus kam. Besonders die Beginen ergriffen sie mit einer sehr verdächtigen Vorliebe, die Begarden und Beginen, eine Art von geistlichem Orden, der sich ohne strengeren Klosterzwang einem beschaulichen Zusammenleben widmete, und meist zu den Franciscanern in einer gewissen Unterordnung und Schutzverwandtschaft stand. Diese Begarden verwuchsen in Deutschland so mit der Bruderschaft des freien Geistes, daß sogar ihr Name ganz gewöhnlich statt des letzteren sich gebraucht findet; und wo sie auch von dieser verderblichen Mischung sich frei erhielten, suchten sie doch im äußeren Lebenswandel sich nach Ketzerart von der kirchlichen Gemeinschaft abzusondern.

So schroff nun die genannten Ketzereien, die der Waldenser und die der freien Geister, sich dem Glauben und Leben der herrschenden Kirche gegenüberstellten, dennoch fehlte es auch hier nicht an einem Zwischengliede welches, mit Unentschiedenheit zwischen beiden hin und her schwankend, das Hüben und das Drüben wieder in Verbindung

brachte, und die Brücke war die den Einen aus der Kirche in die Ketzerei hinüber führte, dem Andern aus der Ketzerei den Rückzug in die Kirche offen erhielt. Ich meine die Mystik, die Frucht der deutschen Gemüthlichkeit, auch sie ein characteristisches Eigenthum des 14. Jahrhunderts, auch sie namentlich an den Ufern des Rheines zu Hause, vom Bodensee an bis hinab in die Niederlande. Die Mystiker hatten freilich nie die ausgesprochene Absicht einer Reform der Kirche oder gar einer sectierischen Trennung: gleichwohl traten sie von den gewohnten und gesetzlichen Wegen seitab und wandten sich den Waldensern zu durch die Innerlichkeit ihrer Religiosität, durch ihre Geringschätzung der äußeren Werke und Gebräuche; und da die Schärfe ihres Strebens darauf zielte, durch Verläugnung und Vernichtung alles Geschaffenen, mithin auch der besonderen Persönlichkeit, zur unmittelbar anschauenden Erkenntniß Gottes, ja zur Vereinigung, zur Wiedervereinigung mit Gott zu gelangen; da sie die Möglichkeit dieser Wiedervereinigung mehr in der eigenen Kraft des Menschen als in der göttlichen Gnade suchten; da endlich auch sie gewohnt waren die Geschichten der Bibel in das Gebiet der bloßen Sinnbildlichkeit hinüberzuspielen: so war es nur noch eine leise, unmerkliche, darum nicht selten überschrittene Linie, die sie von dem frevelhaften Pantheismus der freien Geister schied.

Höchst treffend ist das Verhältniß der mittelalterlichen Mystiker zu dem Katholicismus ihrer Zeit und dem Protestantismus der späteren verglichen worden mit dem Verhältniß der Neuplatoniker hier zum Heidenthum und dort zum christlichen Glauben: gleich jenen an den Ausgang des antiken Lebens gestellten Philosophen arbeiteten die Mystiker, indem sie den leeren Prunk überlieferter Formen zu beseelen und geistig zu verklären strebten, ahnungsvoll dem Lichte der Zukunft voraus; die Kirche nicht verläugnend, und nicht von der Kirche verstoßen, waren sie dennoch Vorläufer der

Reformation, und deshalb, bewußt oder unbewußt, aufs innigste verbunden mit der reformatorischen Ketzerei schon ihrer Tage; wie denn auch der gleiche Name der Gottesfreunde hin und wieder sowohl den Mystikern als den Waldensern eigen war.

Aber es ist, nachdem wir auf solche Weise versucht haben uns ein Bild zu entwerfen von den ketzerischen Bewegungen des Mittelalters und von den Umständen und Ereignissen welche dieselben theils hervorriefen, theils begünstigten: es ist nun endlich an der Zeit, die Grenzen der Betrachtung enger zu ziehen und gemäß unsrer eigentlichen Aufgabe Basel allein, das mystische und ketzerische Basel, ins Auge zu fassen. Es wird das jetzt bequemer und mit größerer Sicherheit geschehen können: wir brauchen jetzt nur die allgemeine, mehr umfassende, in so fern schon für Basel mitgeltende Schilderung in unsrer Specialgeschichte bestimmter zu localisieren, und in Persönlichkeiten derselben zu individualisieren.

Von Ketzerei in Basel zeigen sich am Ende des 13. Jahrhunderts die ersten und damals noch ganz vereinzelte Spuren: es wird nur in aller Kürze berichtet, daß im Jahre 1290 mehrere Begarden seien eingezogen worden, die man für Ketzer gehalten. Im 14. Jahrhundert dagegen ward diese Stadt für die oberen Rheinlande allgemach dasselbe, was einst für einen noch weiteren Wirkungskreis Mailand gewesen, ein Mittelpunct, eine Hauptstadt der Ketzerei. Denn hier wirkten innerhalb enger Grenzen, und deshalb um so stärker, all die äußeren Bedingungen zusammen, aus denen wir vorher die ketzerische Richtung grade dieses Jahrhunderts versucht haben zu erklären. Basel war die Residenz eines geistlichen Fürsten und eines reichen Domcapitels; die unmittelbaren Regenten der Stadt waren Dienstmannen des Bischofs und einige Bürger von adlichem Range. Aber auch hier kam es zu fortschreitenden Aenderungen im democrati-

schen Geiste. Bei der täglich sich vermehrenden Bevölkerung und deren zunehmendem Wohlstande ward eine Verfassung welche die Bürgerschaft beinah ausschloß von den Regierungsrechten, täglich ungehöriger und unmöglicher; das Bedürfniß einer mehr in sich abgerundeten Organisation der Stadt mußte um so lebhafter empfunden werden, je mehr in den höheren Regionen selbst, wo bisher die Fülle der Macht geruht hatte, der Rechtsstand unsicher schwankte. Zweimal hinter einander, **1310** und **1325**, ward das Bisthum von den Herren des Stiftes und vom Pabste zwiespältig besetzt, und dem **1336** erwählten Bischofe Johann Senn ward über ein Jahr lang die päbstliche Bestätigung verweigert. So erscheint es denn zugleich als eine Sicherstellung gegen die Uebel der Doppelherrschaft und der Herrenlosigkeit und als eine kluge Benützung dieser Uebel, daß mit eben diesem oder dem nächstfolgenden Jahre **1337** eine democratische Umgestaltung des Gemeinwesens eintrat, die allen Handwerkerzünften das Recht verschaffte je einen Stellvertreter in den Rath zu schicken. Um **50** Jahre später war die Stadt bereits zu solcher Selbständigkeit emporgewachsen, daß sie gegen ihren Bischof Krieg führen und Bündnisse eingehn mochte; zugleich aber erscheint auch jene Stellvertretung der Zünfte nun um das Doppelte vermehrt. Die überwältigte Aristocratie rächte sich wo und wie sie noch konnte: gleich im Jahre **1337** schlossen die adlichen Domherrn förmlich und feierlich den Bürgerstand vom Eintritt ins Capitel aus, damit selbes nicht befleckt und zu Schaden gebracht werde durch plebejisches Volk.

Nächst jenen zwiespältigen Bischofswahlen war sicherlich auch der Streit zweier Gegenkönige ein mächtiger Antrieb die Stadt in sich selbst besser zu ordnen: hatte doch dieser Streit dem emporstrebenden Volke die erste Gelegenheit dargeboten zu versuchen und zu zeigen wie viel es vermöge. Nach dem Tode Heinrichs VII. im Jahre **1314** waren die

Stimmen der Kurfürsten und war mit ihnen das Reich in all seinen Fürsten und Städten getheilt zwischen Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Baiern. Basel hielt es im Anfange mit Friedrich, Basel d. h. die östreichische Adelspartei in Basel. Das Volk war damals schon oder ward wenigstens bald nachher anderen Sinnes. Im Jahre **1324** war die Stadt bereits im päbstlichen Banne, d. h. sie hatte sich auf die Seite Ludwigs des Baiern geschlagen; **1330** empfieng dieser auch persönlich anwesend die Huldigung, der Gebannte von den Gebannten; und als darauf der Pabst einen hohen Geistlichen hersendete, wohl um die Drohungen und die Strafen der Kirche noch zu verschärfen, stürzte diesen die erzürnte Menge über die Pfalz hinab ins Wasser; da er durch Schwimmen sich retten wollte, fuhr man ihm in Kähnen nach und erschlug ihn. Treulich hielt die Stadt bei Kaiser Ludwig aus bis zu dessen Tode **1347**; sein schon früher erwählter Nachfolger Karl IV. beeilte sich noch im gleichen Jahre der Huldigung wegen herzukommen: aber die Stadt verlangte, bevor sie den Treueid leisten könnte, Aufhebung des Interdictes, Wiedereröffnung des Jahrzehende lang eingestellten Gottesdienstes; und der König war von Avignon her angewiesen das Interdict nur dann aufheben zu lassen, wenn die Bürger ihren früheren Kaiser und sich selbst als dessen Anhänger der Ketzerei schuldig erklären, und fortan Niemanden als König anerkennen wollten dessen Wahl nicht vom päbstlichen Stuhle genehmigt wäre. Indeß zwischen jenem Jahre, wo man es zuerst gewagt dem Pabst und seinem Banne zu trotzen, und diesem, wo man sich eben demselben so schmählich unterwerfen sollte, war der vorher erwähnte Aufschwung der Zünfte bereits vor sich gegangen: um so weniger konnte man jetzt geneigt sein durch die geforderten Zugeständnisse sich selbst zu erniedrigen. Feierlich ward erklärt, die Bürger Basels wollten weder glauben noch bekennen daß Ludwig je ein Ketzer gewesen,

und auch fernerhin würden sie ohne auf päbstliche Bestätigung zu warten jedesmal nur den für ihren König halten, den die Kurfürsten dazu erwählt; im Uebrigen sei es ihnen recht vom Pabste absolviert zu werden. Der Bann ward gelöst, die Kirchen öffneten sich, und Basel huldigte Karl IV.

Unter solchen politischen Umständen, bei solcher Stellung gegen den geistlichen Landesherrn und gegen den obersten Bischof der gesammten Christenheit konnten überhaupt die kirchlichen Bande nur locker sein, und mußten täglich lockerer werden. Daß aber die trotzige Gleichgültigkeit gegen das Regiment der Kirche nicht umschlüge in Gleichgültigkeit und Frevel gegen den Glauben, daß vielmehr die politische Freiheit ein Anstoß würde für die Befreiung und Erweckung auch der gefesselten und eingeschläferten Religiosität: zu dem Ende kamen über Basel die ganze selbe Zeit hindurch Jahrzehend um Jahrzehend alle Schrecken und Aengstigungen der Natur. Auch hier Theurungen bis zum Hungerstod; Ueberschwemmungen, welche die Brücken zerstörten und Kirchhöfe aufwühlten; nach der Pest von **1313**, die **14000** Menschen dahingenommen, noch einmal im Jahre **1348** der schwarze Tod, der eben so viele raubte; und zuletzt das große Erdbeben am Lucastage **1356**.

Bringen wir endlich noch in Anschlag daß Basel auch an der litterarischen Erhebung des Laienstandes seinen großen und einflußreichen Antheil genommen, wie denn einer der namhaftesten Dichter des Mittelalters, Konrad von Würzburg, all seine Hauptwerke hier verfaßt hat, bis er mit Weib und Kind eine Grabstätte im Steinenkloster gefunden: so konnte nach alle dem keine andere deutsche Stadt einen besser geeigneten, besser vorbereiteten Boden gewähren für die reformatorische Ketzerei, die Frucht der Freiheit und der Noth.

Zudem hatte Basel, wie es an der Oeffnung des bergicht beengteren Landes gegen die freiere Ebene hin ge-

legen, und somit nach beiden Seiten hin socialer Einwirkung geöffnet ist, vor sich die ganze große Pfaffen- und Ketzergasse der Rheinlande, hinter sich die deutsche und die welsche Schweiz, Zürich wo Arnold von Brescia, Lausanne wo Heinrich, der Nachfolger Peters von Bruys, gelebt und gewirkt hatte, und die Eidgenossenschaft mit dem s. g. Pfaffenbriefe von **1370**, welcher der Geistlichkeit den eximierten Gerichtsstand und damit ihr und ihren fremden Obern ein großes Stück der bisherigen Herrschermacht entzog. Indessen wie damals Basel überhaupt mehr in Beziehung stand zu den nördlich angrenzenden Landen als zu den östlichen und südlichen, der jetzigen Schweiz, so erscheint es auch in Dingen der Ketzerei mehr mit den Städten rheinabwärts, namentlich aber mit Straßburg verbunden, und hat, theils Einfluß erfahrend, theils und noch mehr Einfluß übend, mit diesen das Bekenntniß der Waldenser, die halbketzerische Mystik, vielleicht auch die Lehre des freien Geistes gemein. Das alles aber erst seit dem Ende des **13.** und vorzüglich vom zweiten Viertel des **14.** Jahrhunderts an, so daß von den eigenthümlichen Häretikern der früheren Zeit, den Katharern, hier keine Spur zu finden ist; was wir nicht beklagen wollen.

An zwei Stellen der heil. Schrift ist in hervorstechender Weise von Freunden Gottes die Rede, in der Ep. Jac. **2**, **23**: „Abraham hat Gott geglaubet, und ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet, und ist ein Freund Gottes geheißen"; und im Ev. Joh. **15**, **15**: „Ich sage hinfort nicht daß ihr Knechte seid: denn ein Knecht weiß nicht was sein Herr thut. Euch aber habe ich gesagt daß ihr Freunde seid: denn alles was ich habe von meinem Vater gehöret, habe ich euch kund gethan." Wahrscheinlich diesen Stellen entnommen ist der Name der Gottesfreunde, welcher, zuweilen vertauscht gegen den gleichbedeutenden der Kinder Gottes (nach Ev. Joh. **1**, **12** und **11**, **52**), aus der ängstlich unruhigen Bewegung des **14.** Jahrhunderts wiederholend-

lich und an verschiedenen Puncten der südwestlichen Reichslande hervorklingt, einmal als übliche deutsche Benennung überhaupt aller Mystiker, sodann jedoch, enger beschränkt, als selbsterwählter Eigenname zweier religiöser Verbrüderungen, deren Zweck und deren Merkmal eben die Gerechtigkeit durch den Glauben war und die durch Christum vermittelte Erhebung aus der Knechtschaft zur Freundschaft und zur Kindschaft Gottes. Und auch in Basel klingt dieser Name an, auch hier als Name nicht bloß aller und jeder Mystiker und nicht bloß einer einzigen Verbrüderung, sondern eben zweier, die allerdings vielfach in Berührung traten und treten mußten, aber doch in Wesen und Form durchaus von einander geschieden waren, als Name erstlich eines mystischen, sodann eines waldensischen Vereines, eines mystischen der wenigstens seiner Meinung nach innerhalb der Kirche blieb, und eines waldensischen der sich in allen Stücken von der herrschenden Kirche trennte.

Was zuerst die mystischen Gottesfreunde betrifft, so mochte es zwar nicht in dem eigentlichen Streben des allgemeinen Bundes liegen, bloß hie und da separatistische Secten zu stiften, und sich damit örtlich zu versplittern und einzuschränken; es mußte vielmehr seine Absicht sein, in freierer Beweglichkeit, unverfeindet mit der Kirche, sich so weit als möglich auszudehnen, wo möglich unter der ganzen sturmbewegten Oberfläche der Zeit hin das seelengewinnende Netz auszuspannen; und Tauler protestiert einmal ausdrücklich gegen den Vorwurf der Sectiererei den man den Gottesfreunden mache: „Der Fürst dieser Welt der hat jetzo an allen Enden gesät das Unkraut unter die Rosen, daß die Rosen oft von den Dornen erdrückt oder sehr gestochen werden. Kinder, es muß eine Flucht oder eine Ungleichheit, eine Sonderheit sein, es sei in den Klöstern oder da außen, und das sind nicht Secten, daß sich Gottes Freunde ungleich ausgeben der

Welt Freunden.“ Gleichwohl erscheint Basel mit einer solchen Vorliebe von den thätigsten der Gottesfreunde auserkoren, so sehr als ein Lieblingsziel ihrer Wanderungen, daß sie jedesfalls hier eine besonders zahlreiche und deshalb schon mehr gestaltete Anhängerschaft vorfinden mußten; wirklich ist auch zuweilen, mit diesem bestimmten Ausdrucke, von einer Gemeine die Rede.

Was jedoch von den Baslerischen Gottesfreunden, ja beinah alles was von den Gottesfreunden überhaupt kann gesagt werden, findet seinen Mittelpunct in einem einzigen Gliede dieser Verbrüderung, einem Priester Namens Heinrich, gebürtig aus der Reichsstadt Nördlingen. Es hat sich von ihm eine nicht geringe Anzahl deutscher Briefe erhalten, die er an eine geistliche Freundinn, Margareta Ebner, Nonne eines Bairischen Klosters, geschrieben, leider, was den Gebrauch sehr erschwert, sämmtlich ohne Angabe des Ortes und der Zeit: diese Briefsammlung, die schon vor etwa **100** Jahren zum grösten Theile gedruckt worden, ist die einzige Quelle der ihn betreffenden Nachrichten und die Hauptquelle über den ganzen Verein.

Das Leben Heinrichs von Nördlingen war eine beständige Wanderschaft, ein Fliehen und Suchen von dem zu jenem Orte. Obschon von Geburt ein Baier, hielt er es dennoch aus Gehorsam gegen den Pabst nicht mit dem Bairischen Ludwig; und als man, des verhängten Interdictes überdrüssig, hie und dort anfieng die Geistlichen zu vertreiben welche den Gottesdienst weigerten, mußte auch er die Flucht ergreifen. Nach langem weitem Umherirren, immer jedoch wieder aufgerichtet durch den Trost und die Unterstützung anderer Freunde und Freundinnen Gottes, namentlich auch der Königinn Agnes im Kloster Königsfelden, gelangte er endlich im Jahre **1338** nach Basel. Hier traf er mit Johannes Tauler von Straßburg, auch einem Gottesfreunde, zusammen, und fand mit dessen Hilfe, und da die päbstliche

Gnade den Baslern wieder für ein Jahr den öffentlichen Gottesdienst erlaubt hatte, eine erwünschte und nach seiner eigenen Schilderung gesegnete Thätigkeit. Lassen Sie uns vernehmen was Heinrich selbst in einigen Briefen von Basel und den Baslern berichtet. „Ich lasse dich, mein getreues Lieb in Gott, wissen daß ich von Gottes Gnaden mich wohl befinde und gesund bin, daß es mich gut dünkt; und wisse auch daß ich nach Ostern kam von Constanz, und kam zu meiner gnädigen Frau der Königinn von Ungern, und richtete da nichts aus; darnach kam ich gen Basel zu meinem und auch deinem lieben getreuen Vater, dem Tauler, der mit mir bei dir war, und der half mir mit ganzen Treuen so viel er mochte. Da war ich lange, daß ich nicht ein Leben fand nach meinem Willen; darnach, da es Gott wollte, da gab man mir Herberge in dem Spital zu Basel: da habe ich Gewalt zu predigen, und habe alle Tage gepredigt und öfters zweimal im Tag. — Und da kommt das beste Volk das in Basel ist, von armen Gotteskindern und von reichen, von Männern und von Frauen, von Pfaffen, Mönchen, Brüdern, Bürgern, Chorherren, edlen und gemeinen Leuten, also daß sie vor der Frühmesse kommen und suchen sich einen Platz mit großen Begierden, davon ich nicht sagen kann. Gegenwärtiger Schüler, Hans Schuster, unser lieber Bote, der sah es wohl. So lese ich auch alle Tage Messe bei den deutschen Herren in Basel; da habe ich einen Herrentisch, und sie thäten mir was sie könnten, daß sie mich bei ihnen behalten sollten. Das beste Volk das in Basel ist, das beichtete mir gern, möchte ich sie nur alle hören. Die besten Herren und Bürger zu Basel die verschafften mir 40 Tage Ablaß zu geben in den Predigten, daß ich darum nicht wußte. Wunderbare Gnade giebt Gott dem Volke zu mir, und mir zu ihnen. Man bietet mir an Pfarren, Capellen, Pfründen und Orden und viel Dinges, dessen viel andere froh wären, also daß ich nicht weiß was ich nehmen soll

Dieß schreibe ich deinem getreuen Herzen vor Gott ohne Ruhm, vielmehr darum, daß du Gott für mich dankest mit einem neuen Dienste, und ihn bittest daß seine Ehre an mir mit seinem Willen vollbracht werde, und daß er mir Kraft verleihe, und hinfür gebe sein Werk mit wahrhafter Treue zu wirken bis in den Tod: denn man muß leiden Neid und Haß. Ein neues Chorröcklein kauften mir ehrbare Frauen. Die Wahrheit, mir brachten die besten Kürschner zu Basel eine gute Chorhaube, daß ich darum nicht wußte, und schenkten mirs mit Begierden. — Ich bin gar unmüßig früh mit Beten, mit Predigen, mit Messe lesen, mit Beichte hören, mit Studieren, daß ich den Boten in vielen Tagen nicht absenden konnte. Denn ich werde oft krank; so hilft mir unser Lieb Jesus wieder. — Es begehrt auch unser lieber Vater der Tauler und andre Gottesfreunde daß du uns in der Gemeine etwas schreibest, was dir dein Lieb Jesus gebe, und sonderlich von dem Leben der Christenheit und seiner Freunde, die darunter viel leiden. Hiezu thue was dir Gott gebiete." Ein andermal: „Uns ist die große Gnade geschehen, daß wir mit des Pabstes Erlaubniß Messe lesen öffentlich, und kommen die hungrigen Seelen mit großem Verlangen zu Gottes Leichnam, dessen sie in christlichem Gehorsam wohl 14 Jahre gemangelt haben. Nun bitte ich euch mit sonderlichem Ernste daß ihr Gott bittet für alle die, die ich mit ihm selber speise, daß wir ihn in seiner Liebe nehmen und geben zu seiner ewigen Ehre und zu Trost aller der Christenheit." Wiederum anderswo: „Wisse auch daß meine gnädige Frau die Frickinn nach Basel kommen ist mit großen Freuden ihres Herzens, und ihr gefällt so wohl die Lehre und die Freunde Gottes, und daß sie mit christlichem Gehorsam haben mag die heiligen Sacramente, daß sie Willen hat eine Weile zu bleiben bei gar heiliger ehrbarer geistlicher Gesellschaft, deren viel in Basel ist, bis sie besser zu Weg kommt mit ihren Sachen. Bitte getreulich

für sie daß ihr selbige Meinung wohl gerathe: denn ihr dünkt daß sie aus dem Fegfeuer in ein Paradies kommen sei.“ Und endlich: „Wenn ichs einrichten könnte, so käme ich gern: so bin ich nicht meiner selbst, ich bin eines ganzen Capitels und der besten Pfarre. Die zu Basel die lassen mich nicht gerne von ihnen; so hätte ich auch noch nicht Muth offen im Lande zu wandeln: denn wer mir etwas thäte oder nähme, da gienge keine Klage über. Doch getraue ich meinem Herrn, er lasse mich dich, meines Herzens wahrhaften Trost, sehen.“

Unter solchen Verhältnissen war Heinrich noch zur Zeit der Schlacht von Laupen hier, im Brachmonat **1339**. „Gedenket“ schreibt er seiner Freundinn, „Gedenket mit Ernst um des ewigen Gottes willen wohl **1600** ehrbarer Leute, die alle erschlagen sind von denen von Bern und von denen von Schwyz an dem letzten Montag vor Sanct Johannis Baptistä; und derer waren **6** Grafen, und die Andern Ritter und Knechte, die besten von dem Lande; und ist großer Jammer bei uns.“ Bald aber treffen wir ihn wieder auf der Irrfahrt: es war ihm in Basel zu gut geworden, als daß er meinte länger bleiben zu dürfen, und man habe ihn anderswo nöthiger als hier: „Mich bedünkt, ich haftete zu viel und zu leiblich an der Gemächlichkeit, an dem Wohlleben, an der Gesellschaft, an der sinnlichen Bequemlichkeit die ich zu Basel hatte. Das wußte ich nicht in der Wahrheit, derweil ich das hatte: ich fand und empfand es, da ichs verließ. Auch sah ichs in meinem Herzen mit vielen Gedanken und Mahnungen, daß man meiner Arbeit anderswo besser bedürfte denn zu Basel, und habe es gewagt auf Jesum Christum und auf alle die Seinen, und habe mich von wunderbarer heiliger angenehmer und wohlgefälliger Gesellschaft gezogen in alles Ungemach meines innern und meines äußeren Menschen, Nacht und Tag, also daß ich mich nun aus Noth muß kehren zu mir

selber und zu meinem einzigen Trost Jesu Christo, wollte ichs zuvor nicht mit Freuden thun."

Die in Basel vermißten ihn schmerzlich: das zeigt ein Brief den eine der hiesigen Gottesfreundinnen, Margareta zum goldenen Ring, damals an Margareta Ebner geschrieben hat, oder vielmehr durch ihren Beichtvater hat schreiben lassen. Ich theile ihn vollständig mit, da er Heinrichs Wesen und Wirken in hiesiger Stadt innerlicher schildert als irgend einer seiner eigenen Briefe. „Meiner lieben Freundinn und getreuen Mutter in meinem Herren Jesu Christo, Margareten zu Medingen, entbietet ihr armes unmündiges Kind Margareta zum goldenen Ring meinen getreuen Gruß und meine kindliche Treue zu meiner lieben Mutter, die mir mit so großer Begierde und Liebe gegeben ist von unserm lieben Vater und getreuen Freunde in Gott, Herrn Heinrich von Nördlingen. Ich klage deinem getreuen mütterlichen Herzen meine große Betrübniß, die ich habe gehabt von dem Abschied und der Hinfahrt unsers getreuen Vaters von uns; und ich mag dir nun wohl glauben wie weh dir geschah da er von euch schied, wenn ich gedenke an den großen Mangel den ich und die Seinen haben an seiner getreuen Lehre und seinem weisen Rath, an seiner Mahnung und Strafung, heimlich und öffentlich, und an seinem heiligen wahrhaftigen Bilde das er uns vorgetragen hat, und an der mannigfaltigen Treue die er mir armen unwürdigen Menschen bewiesen hat. Wenn ich dieß nun alles entbehren muß, so bedarf ich einer göttlichen Kraft, in der ich es alles könne weislich und ordentlich tragen und leiden. Darum so bitte ich dein liebendes Herz daß du mir getreu seiest bei deinem Lieb Jesu Christo, daß er mein Weiser und Lehrer wolle sein; und alles dessen, dazu er mich aus seiner Güte so innerlich berufen hat, sei eine getreue Mutter, und vertritt mich und die Seinen gegen deinen Gott: denn er hat gesprochen, wiewohl wir leiblich geschieden sind, daß

doch sein Lieben und seine Treue nimmer von uns geschieden solle sein. Gott danke dir treulich für deine Liebe die du mir bewiesen hast mit deinem getreuen Gruß und der Botschaft, und sonderlich für die Krapfen die du mir hießest mittheilen unsern lieben Vater. Ich sende dir ein thörichtes Kleinod: zwei Messerlein. Auch sollst du wissen daß mir das eine innerliche Tröstung und Freude giebt, daß unser Vater mir von dir hat gesagt, daß du hättest gesprochen, daß ich dir so innerlich sei ins Herz gedrungen, daß du mein nimmer mögest vergessen, daß mich das zu dir innerlich binden und heften muß ewiglich. Ich empfehle dir in ganzen Treuen alles das mir in Gott empfohlen ist, und sonderlich meine leibliche Mutter, die mir so getreue Förderung ist alles geistlichen Lebens, und mich meinem geistlichen Vater mit ganzen Treuen empfohlen hat, der mir dieß geschrieben hat, und dich mit allen Treuen grüßet, und dir klaget mit Bitterkeit seines Herzens daß er verwaiset und beraubet ist seines getreuen Vaters und seines lieben Freundes, der ihn so treulich hat geminnet und gemeinet in allen Sachen, geistlich und leiblich. Und wissest daß von ihrem Scheiden beiderseits ein so peinliches Kämpfen ist geschehen, und wäre etwas die Ursache dieses Scheidens außer Gott, so wäre es zumal unleidlich gewesen. Nun wollten sie beiderseits gern genug sein dem Rufe Gottes, und das hat das Scheiden lieblich gemacht, wie sie auch geistlich ewig ungeschieden sollen sein. Auch hätte er dir gerne mehr geschrieben: da hat er nicht Zeit. Der Friede Gottes sei mit dir nun und ewiglich."

Bei diesem neuen Umherschweifen kam Heinrich bis nach Avignon, dem damaligen Sitze des Pabstthumes; zuletzt aber doch wieder nach Basel, als der schwarze Tod drohend heranrückte, also **1347** oder **48**. „Es ist auch die schlagende Hand Gottes, die so manche, unzählige tausend Menschen gähen Todes geschlagen hat, nahe zu uns kommen bis auf

fünf Meilen. Und daß ich Gottes Zorn nicht mehr fürchte denn ich thue, darüber erschrecke ich. Bitte daß unser Ende in Gott sei, wann, wie und wo es komme." Und es scheint ihm damals gleich gekommen zu sein: wenigstens hat sich kein Brief mit einer späteren Geschichtsbeziehung, als diese ist, erhalten.

Heinrichs Mystik beruhte, ohne irgend welche speculative Beimischung, lediglich im Gefühl: all seine Briefe zeigen nur eine überschwängliche Inbrunst religiöser Empfindungen, und ein weiches Gemüth dem es leicht wieder unheimlich wurde in den Unruhen und Beschwerden worein seine Gewissenhaftigkeit ihn gestürzt. „Mir spielt oft in meinen Begierden mit einem großen Verlangen vor ein stilles, ruhiges, lediges, unbekümmertes Leben, in welchem ich mich zu mir selber kehren und meines Herzens Frieden innerlich mit meinem Herrn noch ein kleines vor meinem Tode genießen möchte. Nun fürchte ich mich selber daran, daß es mehr sei ein Ueberdruß und eine Flucht der Arbeit denn ein Zug der Liebe, und gedenke oft an Elias: der begehrte in der Wüste zu sterben, mehr aus Ueberdruß seines peinlichen Lebens: darum ward er von neuem gestoßen in ein neues Fasten und in neue Arbeit zu leiden." Ein weiches, oft sogar ein weichliches Gemüth, dessen kindliche Glaubensinnigkeit nur zu gern umschlug in Tändelei und süßliches Spiel. Sein meister Verkehr in Briefen wie im täglichen Leben war auch mit Weibern, besonders mit Nonnen in verschiedenen Klöstern, z. B. hier mit denen im Klingenthal. Diesen Freundinnen schrieb und schickte er, wie's grade kam, allerlei durch einander: Ermahnungen, Fürbitten, mühsam verdeutschte Erbauungsbücher, Reliquien, Hauben, Zeug zu Kleidern und zierliche Messer. Deutsche Erbauungsbücher und Reliquien: mit jenen diente er dem reformatorischen Trieb des Jahrhunderts; mit diesen blieb er getreulich stehn bei den irrigen Herkömmlichkeiten. Ein kräftig mitwirken-

des Bewußtsein des großen Neuen das im Schoße der Zeit ruhte, gieng ihm ab: wagte er doch nicht, was tausend andre seines Standes wagten und grade auch alle ihm befreundeten Geistlichen deren er gedenkt, dem Pabste zu Leid und Gott zu Lieb dennoch zu predigen: er hatte nur den Muth, dem ungestümen Begehren des gebannten Volkes zu entfliehen und lieber arm und elend zu sein als den Geboten des Pabstes ungehorsam; und das war der kühnste Gedanke zu dem er sich je erhoben, daß seiner Freundinn ebensowohl durch die Fürsprache Christi als durch den Pabst Vergebung der Sünden werden könne. „Ich spreche mit Gottes Erlaubniß daß das minnende Herz unsers einigen Liebs, unsers lieben Herren Jesu Christi, das dich mit den kräftigen Worten seines heiligen Evangeliums so innerlich, so lieblich, so gar getreulich und so zärtlich geladen hat zu seinem heiligen Fronleichnam mit dem, daß er sprach „Desiderio desideravi“ und „Caro mea“, und daß er um den Sünder kam, wie mir das klar machen deine Worte an deinem Briefe: daß dich der wohl vertreten mag vor seinem himmlischen Vater, und vermag dir wie der oberste Pabst wohl zu vergeben die Sünden, die doch längst vergeben sind. Und darum möchte ich in dir noch in keinem Gottesfreund solche bedachte, kräftige und bewährte Begierde in Gott und zu Gott nicht zu hintertreiben wagen. Ich ließ es gut sein an unsrer lieben Mutter Irmel und an den andern, und lasse es noch hingehen zu Basel an vielen Gotteskindern, die da Gott empfangen von den weltlichen Priestern.“

Aus all diesem läßt sich wohl entnehmen welchen Character die Kanzelberedsamkeit Heinrichs, welchen die Religiosität der Menge besessen habe, die gern übersehend daß ihr Prediger in politischen Dingen andrer Ansicht war, seine Kanzel harrend umdrängte: auf das Bekenntniß das im engeren Kreise der Gottesfreunde gegolten, dürfte man daraus weniger schließen. Tauler, der auch wiederholendlich

nach Basel kam, und wie es scheint mehr als einmal längere Zeit hier verweilte, begnügte sich nicht mit dieser bloßen Gefühlsmystik: ihn führte die Speculation bis an den schwindelnden Rand des Pantheismus, wo er dann freilich zurückbebte, aus Furcht mehr vor den sittlichen als vor den dogmatischen Consequenzen; er ließ auch nicht um des päbstlichen Bannes willen die ihm einmal anvertraute Gemeinde fahren: und Tauler galt als Oberhaupt sämmtlicher Gottesfreunde, hier und anderwärts: sie nannten ihn alle nur ihren lieben Vater, er sie hinwiederum seine Söhne, und wies in seinen Predigten immer und immer wieder auf sie hin als die Stütze und das Heil der Christenheit. Z. B. „Die Wolke des göttlichen Zornes ist recht jetzo hier, und die halten die Gottesfreunde auf mit ihrem Weinen“ oder „Dieß sind die, auf denen die heilige Kirche steht; und wären diese nicht in der Christenheit, die Christenheit möchte eine Stunde nicht bestehn: denn ihr Sein, daß sie allein sind, das ist weit würdiger und nützer denn all der Welt Thun.“ Und Heinrich Suso von Constanz, in den Niederlanden Johannes Ruysbroek, beide gleichfalls Gottesfreunde, jener auch öfters in Basel anwesend, dieser in seinem Kloster zu Grünthal häufig von Baslern besucht: obschon ihre mystischen Schriften, namentlich die des erstgenannten, in nicht geringerem Maße überströmen von Phantasie und Empfindung, wie überragen sie dennoch an Energie und Tiefe den weichen tändelnden Heinrich von Nördlingen! Heinrich und Suso wurden auch einander bald wieder entfremdet: nach mehreren Briefen Heinrichs, in denen vom großen Freunde Suso, vom lieben Bruder Suso die Rede ist, heißt es zuletzt „Mein Herz hält nicht mehr zu dem Suso, wie es ehmals that: bitte Gott für uns beide.“

Wie bereits gesagt, die Briefsammlung Heinrichs von Nördlingen ist die einzige Quelle über die mystischen Gottesfreunde in Basel und beinah auch die einzige über die

anderweitigen Brüder des Vereins: deshalb sind die Nachrichten die man geben kann so ungenügend, so fragmentarisch; deshalb weiß man auch kaum ob und wie die Verbrüderung noch in späteren Zeiten, über das Interdict und seine drängende Noth hinaus, fortbestanden habe. Was Basel belangt, so taucht hier der Name noch einmal wieder auf im Jahre **1386**, indem da ein Mönch des Franciscanerklosters, Otto von Passau, eine christliche Sittenlehre in deutscher Sprache, betitelt die vierundzwanzig Alten oder der goldene Thron, den Gottesfreunden widmet, und diese Widmung mit den Worten beschließt, „alle Gottesfreunde, geistlich und weltlich, edel und unedel, Frauen und Männer, oder wer sie seien", möchten Gott für ihn bitten. Aber dieß Buch, ein breites farbloses verworrenes Gewebe von zusammengetragenen Sentenzen und Allegorien, hat mit der Fülle und Tiefe, der begeisterten und begeisternden Wärme der früheren Gottesfreunde wenig mehr gemein.

So viel von den mystischen, der Kirche nicht entfremdeten Gottesfreunden. Jetzt bleiben noch als die weitaus bedeutsameren und lebhafter ansprechenden die ketzerischen übrig.

Da treten uns gleich mehrere Hauptmerkmale einer unkirchlichen Secte entgegen. Die Führer und alle bedeutenderen Glieder jenes mystischen Vereines sind Geistliche, Priester, Mönche, Nonnen: die ketzerischen Gottesfreunde haben ihre Stärke im Laienstand, und auch ihr Oberhaupt ist ein Laie. Jene sind gleichmäßig, in furchtloser Oeffentlichkeit, über das ganze südwestliche Deutschland hin verbreitet; Basel ist höchstens eine vorzugsweis begünstigte Colonie, und wenn es dennoch so beinah einzig heraustritt, so ist das nur eine Folge von der zufälligen Beschränkung unserer Nachrichten: die ketzerischen Gottesfreunde dagegen sitzen in Basel ganz eigentlich als in einer Hauptstadt, einem Mittelpuncte ihres verschwiegen arbeitenden Wirkens, als in der geheimen, nur ihnen bekannten Metropole eines unka-

tholischen Bisthums. Gleichwohl tragen beide Verbindungen denselben Namen, die einen wie die andern heißen Gottesfreunde: das läßt sich nur erklären, wenn neben und trotz jenen Unterschieden auch wieder ein Zusammenhang beider statt fand. Und ein solcher ist mehrfach theils mit Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, theils mit aller Bestimmtheit nachzuweisen. Einmal hielten sich diese Ketzer um ihr Leben und den Fortbestand ihrer Lehre sicher zu stellen äußerlich wenigstens zur Kirche, und machten deren Gebräuche mit: wo es nun, wie grade hier in Basel, unter der Geistlichkeit und im Laienstande kirchlich gesinnte Gottesfreunde gab, mochten sie sich, damit sie ihrem Gewissen nicht zu viel vergäben, näher an diese anschließen, die ja gleichfalls in einer Art von Opposition gegen das Gesetz der Kirche standen. Sodann nahmen die ketzerischen Gottesfreunde wirklich auch sehr vieles von der Mystik der kirchlichen in sich auf: auch sie lehrten durch Verläugnung des Geschaffenen, durch Vernichtung des Ich schon hier auf Erden zur vertrautesten Gemeinschaft mit Gott gelangen; auch sie gaben sich der Ueberschwänglichkeit und der Schwelgerei des Gefühles hin, und Verzückungen und Visionen kamen unter ihnen ebensowohl vor als unter den geistlichen Schwestern Heinrichs von Nördlingen. Endlich ergiebt sichs aus den überlieferten Nachrichten klar genug, daß die ketzerischen Gottesfreunde jenen mystisch-kirchlichen Verein nur als den äußeren Vorhof zu ihrem Allerheiligsten betrachteten, daß sie denselben mit der überlegenen Gewandtheit eines seine wohlbewußten Zwecke verfolgenden Geheimbundes als eine exoterische Vorbereitungsschule zu den letzten vollen Mysterien ihrer Lehre zu handhaben wußten. Derselbe Tauler, den die kirchlichen Gottesfreunde als Oberhaupt, als Vater verehrten, gegenüber dem geheimen Meister dieser Ketzer erscheint er wieder als Sohn, als anstrebender Schüler, als Zögling der sich geduldig jeder Weisung unterwirft; und im gleichen Verhält-

niß erblicken wir noch einen andern Straßburger, der ebenfalls zu den „großen Freunden“ der Baslerischen Mystiker gehörte, Rulman Merswin: auch er hatte sich dem Ketzermeister „zu Grunde und an Gottes Statt gelassen.“

Die ketzerischen Gottesfreunde waren eben, wenn man das eingedrungene mystische Element abrechnet, Waldenser, und bei den Waldensern gab es eine schulmäßig abgestufte Hierarchie, die an und für sich zwar wenig paßte zu dem evangelischen Geiste, welcher sonst diese Secte hoch vor allen übrigen des Mittelalters auszeichnet, die aber zusammenhieng mit dem ganzen vorsichtig geheimen Wesen wozu die Noth der Umstände trieb. Sie hatten also ihre verborgenen Obern, nur einige wenige und an verschiedenen Orten, oder nur einen, der dann zu Mailand saß; diese Oberen sandten, wohin sie nicht vorzogen selbst zu gehn, die zunächst ihnen untergeordneten Meister oder Vollkommenen, gleichsam als Apostel, um neue Gemeinden zu bilden und den bereits vorhandnen zu predigen. Sie mochten diese Verfassung zunächst von der älteren Secte der Katharer angenommen haben, bei denen sich durch manichäische Ueberlieferung die Lehrlinge und die Vollkommenen noch schärfer und strenger sonderten: zuletzt aber wars doch nur ein Gegenbild der papistischen Hierarchie, bloß mit dem ketzerischen Unterschiede, daß der Pabst und die Bischöfe, überhaupt alle Priester der Waldenser grundsätzlich auch Laien sein konnten, und gewöhnlich Laien waren: eine Nachahmung des apostolischen Zeitalters, in der anfänglich ihre ganze Ketzerei bestanden hatte.

Solch ein verborgenes Oberhaupt nun der Waldenser saß vor und nach der Mitte des 14. Jahrhunderts hier in Basel. Mit seinem eigentlichen Namen, Niclas von Basel, Nicolaus de Basilea, wozu noch der Geschlechtsname fehlt, wird er nur zweimal genannt, bei Anlaß des Todes den er und den ein Anhänger seines Bekenntnisses gelitten: in allen

übrigen ihn betreffenden Nachrichten, so wie in den Schriften die von ihm selbst herrühren, heißt er immer nur der liebe oder der große Gottesfreund im Oberlande; wie er denn überhaupt alles that um seinen Namen und seinen Wohnort nicht ruchtbar werden zu lassen, um der Welt allzumal unbekannt zu bleiben. Erst jetzt, nach 500 Jahren, hat der Biograph Taulers, Prof. Karl Schmidt zu Straßburg, durch scharfsinnige Combinationen glücklich ermittelt daß der große Gottesfreund im Oberlande und Nicolaus von Basel eine und dieselbe Person gewesen seien. Lassen Sie mich jetzt nach Anleitung dessen, was Nicolaus selbst, was seine Freunde und Feinde von diesem merkwürdigen Manne berichten, einen Abriß seines Lebens und seiner tief eingreifenden, höchst bedeutsamen Wirksamkeit, jedoch nur in den Hauptzügen entwerfen: vielleicht reizt Sie dieses eine seiner wichtigsten und zugänglichsten Schriften, die Historia und das Leben des ehrwürdigen Doctors Tauler, welche den Predigten des letztern beigedruckt zu sein pflegt, nun mit erneutem Interesse zum Gegenstand Ihrer Lectüre zu machen.

Reich, beliebt, angesehen, fühlte sich der Jüngling Nicolaus dennoch unbeglückt: sein erweckter Geist rang nach Erkenntniß Gottes, aber die Mühe war vergeblich, da er, ein Laie, die heilige Schrift nicht kannte, und sich mit Lesung deutscher Legenden begnügen mußte. Jahre lang, wie er es späterhin selbst in dem Buch von den fünf Jahren seines Anfanges beschrieben hat, kämpfte er rathlos, trostlos mit sich und den Reizungen der Welt, und suchte gleich den Heiligen deren Lebensgeschichten er las, seinen Leib durch strenge Bußen zu bändigen. Endlich offenbarte sich ihm in häufigen Verzückungen der Gott den er so lange umsonst gesucht. Mit dessen Beistande erwarb er nun auch binnen 30 Wochen so gelehrte Kenntniß des Lateinischen, „als ob er alle seine Tage in den höchsten Schulen studieret hätte“,

und nun endlich war ihm auch die heilige Schrift kein verschlossenes Buch mehr. Das alles geschah etwa um das Jahr 1330. Dieser Umschwung war entscheidend für sein weiteres Leben. Zwar mochte der religiös strebende Laie schon sonst mit den im Rheinischen Oberlande heimlich verstreuten Waldensern in Berührung gekommen sein: aber die hohe Stellung die wir ihn nunmehr in deren Mitte einnehmen sehn, und auf der all sein ferneres Wirken beruhte, fiel ihm wohl erst in Folge seiner überragenden Gelehrsamkeit und Schriftkenntniß zu.

Er ward nämlich als Meister, d. h. bekleidet mit einer fast unbeschränkten Gewalt über das innere und das äußere Leben der ihm untergeordneten Brüder, an die Spitze einer Gesellschaft von Gottesfreunden gestellt, die hier in geheimer Zurückgezogenheit gemeinschaftlich ein Haus bewohnten, und für einen weiten Kreis der ketzerischen Predigt und Seelsorge den verborgenen Mittelpunct bildeten. Der ihn zunächst umgebenden Brüder waren vier; er selber schildert (ohne jedoch auch hier wieder einen Namen zu nennen) sie und sein Zusammenleben mit ihnen in dem Buche von den fünf Mannen. Drei derselben waren erst durch ihn der Gemeinde, einer davon, zuvor ein Jude, sogar erst dem Christenthume gewonnen worden; sie hatten alle Ehren und Freuden der Welt, einer, ein gelehrter Jurist und Domherr, seine reichen Pfründen aufgegeben und nach dem Beispiele ihres Meisters Nicolaus Hab' und Gut der Gesellschaft gewidmet: der Lohn solches Ernstes war die waldensische Priesterweihe. Von allen vieren wie von sich selbst berichtet Nicolaus häufige Verzückungen; der eine trieb die Schwelgerei in leiblichen Leiden und in Kämpfen der Seele so weit, daß wenn er einmal frei davon war, er jammernd ausrief „Ach Gott, hast du mich verlassen?“

Ein hauptsächliches Ziel von Nicolaus Thätigkeit war Straßburg, derselbe Ort von wo in früheren Jahren die

Lehre der Gottesfreunde mochte nach Basel verpflanzt worden sein: dahin unternahm er wiederholte Missionswanderungen, und dahin besonders richtete er an zuverläßige, ihm ergebene Männer, aber dennoch stäts unter dem Schleier der Namenlosigkeit seine Sendschreiben und sonstigen Schriften; immer in deutscher Sprache, obschon er jetzt lateinisch hätte schreiben können: denn es war sein ausgesprochener, mit dem ganzen Wesen seiner Lebensaufgabe eng zusammenhangender Grundsatz, daß zwar gelehrt-wissenschaftliche, eigentlich theologische Werke lateinisch abzufassen seien, solche aber, die ihrer Beschaffenheit nach auch den Laien dienen können, in der Sprache der Laien. Ein Sendschreiben etwa aus dem Jahre **1357** enthält darüber Folgendes. „Lieben Christenmenschen, ich rathe euch in allen Treuen daß ihr wider alle Untugenden lernet streiten: denn die kämpfende Zeit die nahet; und der noch nicht wohl zum Streite bereit ist, der soll solche Menschen aussuchen, die in der ewigen Wahrheit wohl gelehrt sind, und soll die bitten daß sie ihn lehren wider alle Untugenden streiten, und soll auch gerne Predigten hören und gute Büchlein lesen, an denen man auch wohl unterrichtet mag werden. Aber etliche Lehrer sprechen, deutsche Bücher seien schädlich der Christenheit. Das ist in einen Weg wohl wahr, und in einen andern Weg nicht wahr. Es wäre wohl in einen Weg gut, daß die Bücher nicht in Deutsch gekehrt wären, die Bücher da viel Glossen (erklärende Anmerkungen) über gehören: denn solche Bücher gehören Laien nicht zu: denn ihrer einige wollen es nehmen und wollen es verstehn nach ihrer selbsteigenen sinnlichen Weise, und können sich dann nicht daraus finden und werden irre; und solche glossierte Bücher gehören der Geistlichkeit zu. Aber solche Büchlein, wie dieses Büchlein ist, und auch andre deutsche Bücher die auch in dieser Maße sind, und auch nicht wider die heilige Schrift sind, solche deutsche Bücher sind einfältigen Laien gar nütze

und gar gut; und ihr sollt sie euch nicht lassen die großen Lehrer absprechen, dieselben Lehrer die da voll der Schrift sind und leer Gottes: denn sie suchen sich selbst in der Ehre dieser Welt mehr denn Gott. Aber wo ihr Lehrer findet die sich selbst nicht meinend sind, denen sollt ihr gar gerne gehorsam sein: denn was solche Lehrer rathen, der Rath kommt aus dem heiligen Geiste."

Es waren namentlich zwei Straßburger, mit denen Nicolaus lebenslänglich die engste Verbindung unterhielt, ein Laie und ein Geistlicher, beide schon früher genannt, Rulman Merswin und Johannes Tauler. Im Interesse der Verbreitung und Befestigung seiner Lehre mußte ihm besonders viel daran liegen, grade sie zu denen rechnen zu dürfen, die sich ihm zu Grunde gelassen hatten: denn beide genossen in der bürgerlichen und in der kirchlichen Gemeinde des einflußreichsten Ansehens, und beide gehörten als namhafte Glieder, Tauler sogar als väterliches Haupt, zu der Vereinigung der kirchlichen Gottesfreunde. Hiemit eröffnete sich ein Weg diese ganze Vereinigung in eine Vorbereitungsschule für die waldensische Ketzerei umzuwandeln, und von daher das kleine Häuflein der vollkommenen Brüder nach und nach mit frischem Zuwachs zu verstärken.

Rulman d. h. Hieronymus Merswin, von einem edeln Straßburger Geschlechte, seines früheren Standes ein Kaufmann, Taulers Beichtkind, hatte sich nach zweimaliger kinderloser Ehe aus der Welt zurückgezogen, und mit strengen Kasteiungen ein bloß der Beschaulichkeit gewidmetes Leben angefangen. Auch ihm wurden in häufigen Ekstasen höhere Offenbarungen zu Theil, und von den umgehenden Ketzereien streifte diese und jene an sein aufgeregtes Gemüth. Denn z. B. die ganze bildliche Anschauung die seinem im Jahre 1352 verfaßten Buche von den neun Felsen (man hat dasselbe bisher fälschlich dem mystischen Dominicaner Suso zugeschrieben) zu Grunde liegt, ist einer kirchlich verdammten

gleichbetitelten Schrift der freien Geister entnommen; er schildert darin unter der Allegorie eines neunfach abgestuften Berges, wie das Leben der Christenheit von dem Gipfel, den die seligen Vollkommnen inne haben, sich hinabsenke zu immer tieferer Verderbniß; der Geistlichkeit wird nicht geschont, und über Erlösung und Seligkeit der frommen Juden und Heiden wird in einer Weise gesprochen, die nur für die ärgste Lästerung des christlichen Glaubens gelten konnte, die sich aber gleichfalls aus einer entsprechenden Lehre früherer Ketzer, der pantheistischen Ortlieber von Straßburg, herleiten läßt. „Ich will dir sagen" so schließt der betreffende Abschnitt, „wo dieser guten Heiden oder dieser guten Juden einer an sein Ende kommt, so kommt ihm Gott zu Hilfe und erleuchtet ihn mit christlichem Glauben, daß der christliche Glaube ihm also bekannt wird, daß er von allem seinem Herzen der Taufe begehrend wird; mag ihm dann die Taufe nicht gegenwärtig werden, und ist doch seine Begierde von Grunde seines Herzens darnach, so will ich dir sagen was Gott dann thut: Gott der geht hin und tauft ihn in seinem guten begehrenden Willen und in seinem verlassenen Tode. Du sollst wissen daß dieser guten Heiden und dieser guten Juden viele sind in dem ewigen Leben, die alle in solcher Weise darein sind kommen."

Gleich nach Vollendung dieser Schrift und wahrscheinlich auf deren Anlaß ward Nicolaus von Basel Rulmans heimlicher d. h. vertrauter Geselle, und von nun an wagte letzterer nichts mehr zu thun, nichts mehr zu denken wozu ihn sein geistlicher Vater und Meister nicht ermächtigt hatte. So geschah es denn auch auf Nicolaus und der Seinigen Antrieb, und Schritt für Schritt auf ihr Geheiß oder mit ihrer Genehmigung, daß Rulman im Jahre **1371** den Johanniterrittern eine Kirche und ein Ordenshaus in Straßburg schenkte, unter Bedingungen welche auch Gliedern des Laienstandes Antheil an der Verwaltung und das Recht zum Ein-

tritt gaben, damit in Zeiten der Noth sich die Gottesfreunde hieher, unter den Schutz des vielgewaltigen adlichen Ordens retten könnten: in der Urkunde hieß es ausdrücklich, das Haus sei gestiftet um der erleuchteten Gottesfreunde willen zu einem Fluchthause. Rulman selber brachte den Rest seines Lebens (er starb 74 Jahre alt 1382) bei den Johannitern zu, mit Uebungen der Beschaulichkeit und mit Abfassung erbaulicher Bücher beschäftigt, und in beständigem brieflichem Verkehr mit Nicolaus und den Gottesfreunden im Oberlande. Auch den Johannitern und sonst manchem in Straßburg ward von daher häufig genug geschrieben: die Ritter konnten ein ganzes Briefbuch sammeln; aber alle Briefe giengen durch Rulmans Hände. Dem waren die Verfasser und deren Aufenthaltsort sehr wohl bekannt: aber er nannte sie nicht, durfte sie nicht nennen, und so kam die mehr als verzeihliche Neubegierde nie hinaus über die unbekannte Größe des Gottesfreundes und der Gottesfreunde im Oberland. Die Johanniter lauerten den Boten auf welche die Briefe überbrachten: aber selbst diese ließen sich nicht ertappen: durch ein gewisses Räuspern in der Kirche gaben sie Rulman das Zeichen ihrer Ankunft, und verschwanden, jedem anderen unfindbar. Einige aus dem Hause machten sich auf, noch bei Rulmans Lebzeiten und wiederum nach seinem Tode, um die Gottesfreunde auszuspüren; sie durchforschten das ganze Oberland auf beiden Ufern und bis hinauf nach Engelberg: aber vergeblich; und als sie heimkamen, hörten sie von Rulman, sie hätten sogar ohne es zu merken einmal bei den Gottesfreunden übernachtet. Ein altes Memorial der Johanniter zu Straßburg gedenkt all dieser Begegnisse, und nennt mit Ehren und Segnungen die Gottesfreunde als Mitstifter ihres Hauses.

Noch gewaltiger als in seinem Verkehr mit dem Laien Rulman und den Johannitern tritt die besiegende und beherrschende Persönlichkeit unsers Nicolaus in seinem Ver-

hältniß zu Tauler hervor. Wie er um Taulers willen, dessen Predigtweise auch in Basel Bewunderung erregt hatte, nach Straßburg hinabgewandert; wie er nun hier mehreren Predigten desselben mit Aufmerksamkeit beigewohnt; wie er dann zu ihm ins Haus gegangen, und mit steigender Zuversichtlichkeit er, der Laie, dem berühmten Doctor der Theologie, dem Oberhaupte aller deutschen Mystiker, ins Angesicht erklärt, noch stehe dieser unter der Herrschaft des Buchstabens, noch sei er nicht hindurchgedrungen zur Erkenntniß des lebendig machenden Geistes, noch sei er nicht besser denn ein Pharisäer; wie Tauler nach kurzem Sträuben seines Stolzes sich ihm als ein schwaches verzagtes Kind seinem Vater zu Lehre und Leitung übergeben; wie darauf dieser dem neuen Zögling schwere, unerhörte, den ganzen Menschen erdrückende Bußübungen auferlegt, worunter auch das Verbot alles Predigens war; wie er ihn endlich nach jahrelanger Prüfung dieser harten Zucht wieder entlassen mit den Worten „Es ist nicht mehr nothwendig, daß ich in lehrender Weise mit euch rede: ihr habt nun den rechten Meister gefunden, dessen bloßes Werkzeug ich war: den höret und seid ihm gehorsam"; wie Tauler nun, da er wieder predigen durfte, dieß mit solcher Kraft des Geistes und der Wahrheit gethan, daß durch die Erschütterung ein Theil der Zuhörer plötzlichem Tode nah gebracht wurde: ich bekenne mich unfähig dieß alles mit der heut gebotenen Kürze und doch in angemessener Weise wieder zu erzählen, und verweise Sie zu eigner erhebender Lesung auf die schon genannte Historia Doctor Taulers, in welcher Nicolaus nach Taulers eignen Aufzeichnungen und auf dessen Geheiß mit Verschweigung aller Namen den ganzen Verlauf dieser geistlichen Neugeburt berichtet: sicherlich eines der inhaltschwersten Bekenntnisse über die innere Lebensentwickelung eines erwählten Menschen. Taulers spätere Predigten sind für uns gleichsam eine Fortsetzung dieses Buches und ein An-

hang authentischer Zeugnisse, insofern da die entscheidenden Besprechungen des Doctors mit dem erleuchteten Laien immer und immer wieder anklingen; wenn es z. B. in einer Predigt über die Worte „Selig sind die Augen die da sehen das ihr sehet“ also heißt: „Lieben Kinder, die großen Geister und die Lesemeister (d. h. die Professoren) disputieren ob Erkenntniß größer und edler sei oder Liebe. Aber wir wollen nun allhier sagen von den Lebemeistern. Wenn wir dorthin kommen, dann sollen wir aller Dinge Wahrheit wohl sehen. Unser Herr sprach „Eins ist Noth.“ Welches ist nun dieß Eine das also Noth ist? Das Eine das ist, daß du erkennest dein Nichts das dein eigen ist, was du bist und wer du bist mit dir selber. Um dieß Eine hast du unserm Herren also Angst gemacht, daß er Blut schwitzte. Darum, daß du dieß Eine nicht wolltest erkennen, so rief er an dem Kreuze „Gott, mein Gott, wie hast du mich verlassen!“ weil das Eine das Noth ist so ganz von allen Menschen sollte versäumet sein. Liebes Kind, laß fahren alles das ich und alle Lehrer je gelehrt haben, und alle Wirklichkeit und Anschaulichkeit und hohes Contemplieren, und lernet allein dieß Eine, daß euch das werde: so habt ihr wohl gearbeitet. Darum sprach unser Herr „Maria hat den besten Theil auserwählt.“ In der Wahrheit, könntest du dieß allein erlangen, so hättest du wohl erlangt, nicht ein Theil, sondern Alles. Dieß Eine ist nicht, daß etliche Leute können so vernünftiglich reden von ihrem Nichts und so demüthiglich, recht als ob sie die edle Tugend wesentlich besessen hätten; und dieselben sind in ihrem Grunde noch größer denn das Münster ist. Diese wollen groß sein und scheinen; sie betrügen die Leute und allermeist sich selber: denn sie sind die, die in dem Truge in der Wahrheit bleiben. Kinder, dieser Grund der ist wenig Leuten bekannt: rechnet daß drei Menschen hier seien, die dieß angehe.“ Und weiterhin „So kommen et-

liche und sagen von so großen vernünftigen und überwesentlichen, überförmlichen Dingen, recht als ob sie über die Himmel geflogen seien; und sie erkannten noch nie einen Tritt aus sich selbst noch Erkenntniß ihres eigenen Nichts. Sie mögen wohl sein kommen zu vernünftiger Wahrheit: aber zu der lebenden Wahrheit, da die wahre Wahrheit ist, dazu kommt Niemand denn durch diesen Weg seines Nichts. Und wer diesen Weg nicht gegangen ist, der soll mit großem Schaden dastehen, wo alle Dinge aufgedeckt werden. O Kinder, dann möchten manche wollen daß sie nie geistlichen Schein hätten gewonnen, und daß sie nie von hohen vernünftigen Dingen hätten gehört sagen, noch damit umgegangen wären, noch also großen Namen nie gewonnen hätten, und sollen dann wünschen daß sie all ihre Tage mit dem Vieh auf dem Felde wären gegangen und ihr Brötlein mit ihrem Schweiße gewonnen hätten."

Die acht Jahre, welche Tauler nach Abschluß dieser seiner Bekehrung noch leben durfte, dauerte sein Verhältniß zu Nicolaus in gleicher Innigkeit fort; in gleicher, aber nicht gesteigerter. Mit den eigentlich Waldensischen Lehrer ist Nicolaus nie gegen ihn herausgetreten, sei es daß der immer noch zu speculative Doctor ihm dafür noch immer nicht vollkommen reif erschien, sei es daß ihm ein solcher Schritt hier eine überflüssige Förmlichkeit dünkte. Noch im Winter **1356** auf **57** beobachtete er auch gegen Tauler seine gewohnte Zurückhaltung, und ließ ein Sendschreiben, worin er mit auf Anlaß des großen Erdbebens von Basel den Zorn Gottes, die Sünden der Geistlichen und der Laien, die Nothwendigkeit ernster Buße und der Rückkehr zur heiligen Schrift schilderte, auch an Tauler so gelangen, „daß dieser nie konnte befinden wer der Mensch wäre, der es ihm gesandt hätte." Indessen war Nicolaus mit treuem Freundestrost am Sterbebette Taulers, im Brachmonat **1361**. „Da wurden auch die Leute des Mannes gewahr, der ihrem Vater

so lange heimlich gewesen, und kamen und wollten ihm eine Ehre erweisen und ihn zu Gaste bitten. Als er aber deß gewahr wurde, floh er von Stund an aus der Stadt und zog wieder heim."

Tauler war jedoch nicht der einzige Geistliche den Nicolaus sich unterwürfig machte, und nicht bloß rheinabwärts erstreckte sich das Wirken des räthselhaften Mannes: auch aufwärts dehnte sich der Kreis und ergriff im Sprengel von Constanz einen Priester des Benedictinerordens, Martin von Mainz, und dieser trug dann die Lehren des Meisters wieder bis nach Köln hinab. Hier wurde Martin im Jahre **1393** ergriffen und vom geistlichen Gerichte verdammt und vom weltlichen mit dem Feuertode gestraft. Der geistliche Urtheilsspruch hat sich erhalten, und ist, da er den Laien Nicolaus de Basilea widerholendlich als denjenigen nennt, welchem sich der verdammte Priester zu Grunde gelassen, und da er die hauptsächlichsten Ketzereien aufzählt welche letzterer von jenem angenommen habe, für uns von der grösten Wichtigkeit. Nämlich aus den eigenen Schriften des verborgnen Obern von Basel würde nie mit unläugbarer Bestimmtheit erhellen daß sein Bekenntniß das waldensische gewesen sei, indem er theils damit zurückhielt, theils sein immer noch laienhaftes Ungeschick in schriftlicher Mittheilung sowie die verzückte Aufregung seines Gemüthes ihn auch da, wo er es vielleicht wollte, nie den rechten klaren Ausdruck finden ließ. Hier aber, in der Sentenz gegen Martin von Mainz, haben wir es mit dem artikelweis geordneten Geständniß eines Geistlichen zu thun, und hier erweist sich die Lehre des Meisters und des Schülers in ihrem Grunde und den Hauptsachen nach eben als die der Waldenser, wie wir letztere schon vorher haben kennen lernen; und bei einigen ihr fremdartigen Beimischungen muß unentschieden bleiben, welchen Antheil daran das selbsteigene Zuthun Martins, welchen etwa schon Nicolaus als erster Urheber derselben gehabt habe,

und welchen vielleicht nur die gehässigen Verdrehungen der Ketzerrichter.

Auch diesen Schüler noch hat Nicolaus überlebt, wie schon Tauler, der **1361**, und Rulman Merswin, der **1382** gestorben. Jedesfalls war er, dessen geistliches Leben schon **1330** begonnen hatte, ein hochbetagter, beinah hundertjähriger Greis, da er wenige Zeit vor dem Concil von Pisa, also kurz vor **1409**, sein Leben und seine Lehre zu Vienne, wohin er jetzt noch eine Reise unternommen, mit dem Märtyrertode besiegeln mußte. Folgendes nämlich erzählt Johann Nider, der gegen die Mitte des Jahrhunderts Dominicanerprior hier in Basel war, in seinem Formicarius. „Kurz zuvor (vor dem genannten Concil) lebte ein gewisser Nicolaus, ein bloßer Laie. Dieser galt in den Rheinlanden um Basel und unterhalb, wo er zuerst als ein Begarde umherwanderte, bei vielen die den Ketzern nachspürten als einer der verdächtigsten unter den Ketzern eben dieser Art. Denn er war vom feinsten Geiste, und verstand seine Irrthümer mit ausschmückenden Worten zu verhüllen. Deshalb war er auch den Händen der Inquisitoren schon lange und oft entgangen. Er gewann nun auch einige Schüler für seine Secte. Er war nämlich dem Bekenntniß und dem Leben nach einer der verdammten Begarden, und hatte in diesem verdammten Leben viele Offenbarungen, die er für untrüglich schätzte. Frech behauptete er sich bewußt zu sein daß Christus wirklich in ihm wäre und er in Christo, und noch andres mehr; was er alles, da er endlich zu Vienne im Sprengel von Poitou gefangen worden, bei der Untersuchung öffentlich bekannte. Und da er seine des Unglaubens verdächtigen und ihm besonders vertrauten Schüler Jacob und Johannes dem von der Kirche bestellten Untersuchungsrichter nur im Feuer herausgeben wollte (d. h. mit einfachen Worten: da er sie nicht verläugnen und sich nicht von ihnen trennen wollte), und er in vielen Stücken abweichend vom wahren Glauben

und unbekehrbar erfunden wurde: so ward er von Rechts wegen der weltlichen Macht übergeben, die ihn zu Asche verbrannte."

Vielleicht hatte Nicolaus, der bereits 1377 den Johannitern in Straßburg schrieb, die Gottesfreunde seien im Gedränge, Gott allein wisse was daraus noch werden solle: vielleicht hatte er schon längere Zeit vor seinem Tode Basel verlassen, und damit wohl auch die hiesige Gemeinde sich aufgelöst und zerstreut. Denn es ist auffallend, daß bei der Entdeckung einer zahlreichen Waldensergemeinde zu Straßburg, die zu Anfang des 15. Jahrhunderts den dortigen Dominicanern glückte, gar nichts mehr verlautete von den Gottesfreunden im Oberlande, und daß sich überhaupt kaum irgendwelche Verbindung mit Basel herausstellte, während in den Verhören genug andre rheinische, schweizerische, schwäbische Städte genannt wurden als Sitze waldensischer Gemeinden, als Schulen und Herbergen derselben. Auch hatten diese Straßburgischen Ketzer den früheren Namen nicht unabsichtlich geändert: sie nannten sich jetzt Winkeler, falls man in den Acten des Processes richtig gelesen hat, und nicht etwa Rünkeler geschrieben steht, was ein alter aus Italien stammender Name eben der Waldenser ist. Der einzige Antheil den Basel an der Sache dieser Winkeler oder Rünkeler genommen hat, ist ein gar böser und feindseliger: ein Friedrich Strauß, von Basel, aber in Straßburg angesessen, den seine lang erheuchelte Christlichkeit gereuen mochte, ward an der Gemeinde zum Verräther, und die Verfolgung von Seiten der Kirche begann mit den Predigten eines von Basel herübergekommenen Dominicanermönches.

Wie aber, wenn sich mit Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts auch die Baslerischen Gottesfreunde nur in einen anderen Namen zurückgezogen hätten, in den der Beginen, jenes halbgeistlichen halbweltlichen Ordens, der,

schon seit länger denn einem Jahrhundert in Basel einheimisch und jetzt an **1500** Köpfe stark, einige zwanzig Sammlungen oder Gesellschaftshäuser inne hatte. Zwar pflegten, wie bereits vorher ist erinnert worden, die deutschen Begarden und Beginen, falls sie über ein stillbeschauliches Leben im Sinne der Kirche hinausgiengen, dann sich in den Pantheismus der freien Geister mit all seinen sittlichen oder unsittlichen Consequenzen zu verirren, eine Ketzerei die den Waldensern ursprünglich nicht minder Abscheu erregte als den kirchlichen Inquisitoren. Indessen hat die Flucht vor dem gemeinsamen Feinde auch sonst öfters die verschiedenartigsten Ketzereien einander näher gebracht, sogar bis zum Verschmelzen, und grade zwischen Waldensern und freien Geistern war das schon einmal, im Jahre **1230**, versucht worden, wenn einer Nachricht des Abtes Trithemius zu trauen ist; jetzt aber bot sich zu erneuter Verkettung der Beginen und der Gottesfreunde ein zusammenführendes und zusammenhaltendes Mittelglied dar in der Mystik solcher Männer wie Johannes Tauler, der mit dem einen Fuße an der Grenze des freigeistischen Pantheismus stand, wie ihn Meister Eckart lehrte, mit dem andern an der Grenze des evangelischen Waldenserthumes. Dazu kommt auch noch daß bereits auf Seiten des großen Gottesfreundes einzelne Anflüge jener freigeistischen Ketzerei wahrzunehmen sind; nicht gerade bei ihm selbst, obwohl die Inquisition auch ihn kurzweg zu einem Begarden machte, aber bei Rulman Merswin und bei Martin von Mainz: denn die unevangelischen Sätze, die letzterem in seinem Todesurtheil zur Last gelegt wurden, schlagen ganz in jene Richtung ein: es sei ihm keine Sünde, Jemand zu tödten oder Unzucht zu treiben, sobald er es auf Geheiß des Meisters thue; es sei ihm besser, in Unzucht zu fallen und wieder sich erhebend im Gehorsam des Meisters zu verbleiben, als diesen Gehorsam zu brechen und ohne Sünde zu sein; er sei durch die Hingebung an diesen seinen

Meister in den Stand der ersten Unschuld zurückversetzt worden. Man muß sich dabei nur erinnern daß sich Martin seinem Meister Nicolaus an Gottes Statt gelassen hatte, daß ihm also Gott und Nicolaus gewissermaßen gleichbedeutend waren: und dann haben wir die freigeisterische Lehre von der Unsündlichkeit der vollkommenen Menschen. Unter diesen und dergleichen Umständen war eine Verschmelzung der ketzerischen Gottesfreunde mit den ketzerischen Beginen allerdings sehr leicht möglich, und die Vermuthung daß um das Jahr **1400**, wo nach einem Bestande von mehreren Menschenaltern die Gottesfreunde plötzlich verschwunden sind, die Beginen aber zu einer überlästigen Anzahl angewachsen, die Vermuthung daß zu dieser Zeit beide Vereine zusammengeflossen seien, entbehrt nicht alles Grundes. Es ist schwerlich ein Zufall, daß in eben denselben Jahren, wo in Straßburg die Ketzerei der Rünkeler zu Tage kam, wo in Vienne der greise Nicolaus als Begarde war verbrannt worden, hier in Basel die Beginen, ausdrücklich auch wegen Ketzerei, Verfolgung litten; wie das Ochs in seiner Geschichte von Basel ausführlich genug erzählt. Freilich war, was zum Haß gegen die Beginen reizte, nicht der gleiche blind zürnende Religionseifer gegen Ungläubige, der in Vienne und Straßburg die Scheiterhaufen schichtete: in viel höherem Grade hat bei jenem Streit die altvererbte Erbitterung, der Ordensneid der Dominicaner und der Augustiner gegen die Franciscaner und deren Schutzverwandte, die Beginen, mitgewirkt, eine Erbitterung die durch ganz Deutschland so sprichwörtlich war, daß man davon sogar beim Weine sang: „Du sühnst die allzeit pflegen Feind zu sein, den Augustein und die Begein; ihnen beiden scheiden kannst du Sorg' und Pein, daß sie vergessen Deutsch und auch Latein.“ Und auch auf Seiten der verfolgten Beginen war nicht gerade alles sauber: mochten sie jetzt vielleicht auch versuchen die Lehre der Gottesfreunde und die Lehre Meister Eckarts zu

vereinigen, die echte Religiosität, die Sittenreinheit der Gottesfreunde hatten damit schwerlich die Oberhand gewonnen: wir haben keinen Grund all die mehr oder minder gewichtigen Vorwürfe die ihrem Lebenswandel gemacht wurden, für bloße Märchen ihrer Feinde zu halten.

Dem sei aber wie ihm wolle, das Baslerische Waldenserthum des 14. Jahrhunderts sei durch die Beginen fortgeführt worden oder auf anderem Wege: fortgeführt worden ist es und herübergerettet bis weit ins 15. Jarhundert hinein, bis in die Zeiten der großen Kirchenversammlung. Denn das war eine der Haupteinwendungen die Pabst Eugen IV. gegen die Berufung und Beschickung des Concils von Basel brauchte, daß Basel eine Ketzerstadt sei, daß sie voll sei von Hussiten. An Hussiten im eigentlichen Sinne des Wortes ist dabei natürlich nicht zu denken: den Ausdruck auf Waldenser anzudeuten, erlaubt die im 15. Jahrhundert ganz geläufige Verwechselung beider Namen, die ihren Anlaß sowohl in der innern Uebereinstimmung als in dem äußern historischen Zusammenhange der ersten Protestanten des Rheines und der Moldau hat. Und wäre es zu weit gegangen, zu viel gesucht, wenn man auch in jenem evangelischen Glaubensbekenntniß, das ein Mönch der hiesigen Karthause, Bruder Martinus, im Jahre 1456 heimlich aufzeichnete zur Erleichterung seines gedrückten Gewissens und dann unter einem Balken seiner Zelle vermauerte: wenn man auch darin noch einen Nachklang aus den Zeiten der Gottesfreunde erkennen wollte? Wohl war im Fortschritt des 15. Jahrhunderts die reine Erkenntniß immer enger beschränkt, und wo sie früherhin von ganzen stillen Gemeinden war gehegt worden, war es jetzt nur noch ein Einzelner hie und da, der sie besaß: aber ganz erloschen war sie niemals, und nie ganz abgebrochen der tief liegende Faden, der die reformatorischen Ketzereien des Mittelalters verknüpfte mit der großen Glaubenserneuerung des 16. Jahrhunderts. Bezeugt

doch einer von deren Führern selbst, auch dieser ein Mann den Basel und Straßburg mit einander getheilt haben, Wolfgang Fabricius Capito, er bezeugt für das 15. Jahrhundert was uns für das 14. durch Nicolaus und Taulers und Heinrichs und Rulmans Leben und Lehre und Schriften bezeugt worden ist: „In teutscher Nation bei alten Laien ist der Same des Worts allweg gewesen und blieben; wie ich manches in meinen kindbaren Jahren reden gehört hab, deß ich mich jetzt verwundre: dazumal verstund ichs nit, wohin es reicht.“